Mythus

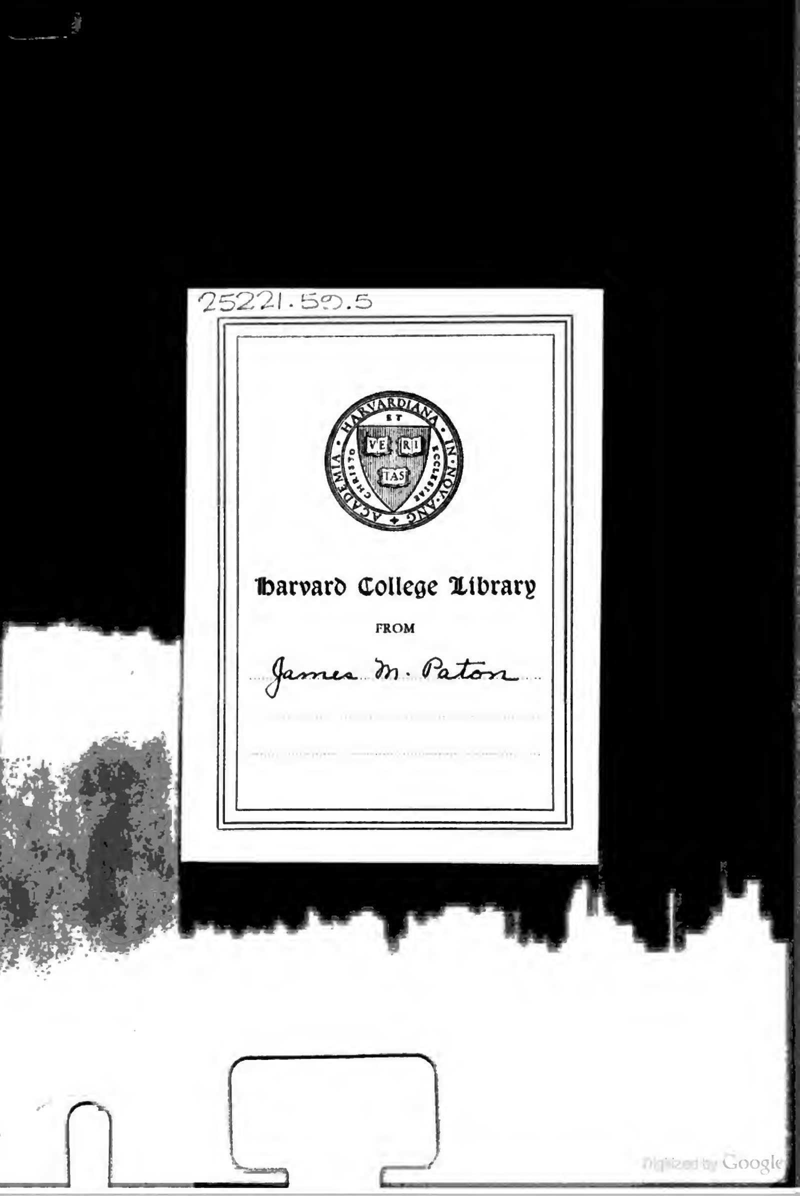
Erich Bethe

E. Bethe

Mythus · Sage · Märchen



Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1905


25221.59.5
HARVARDIANA IN NOV·ANG·
ACADEMIA
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS
Harvard College Library
FROM
James M. Paton
Digitized by Google

E. Bethe

Mythus · Sage · Märchen



Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1905



Mythus · Sage · Märchen

Sonderabdruck
aus den Hessischen Blättern für Volkskunde, Band IV, Heft 2 u. 3

von

E. Bethe

Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1905

Mythus, Sage, Märchen.

Ein Vortrag von E. Bethe, Gießen.

Unabsehbar dehnt sich der Urwald der Sage. Von längst versunkenen Zeiten rauschen die mächtigen Wipfel seiner Stämme. Grüne Sonnenblicke locken zu den Geheimnissen des bergenden Dickichts. Vergessen und verwachsen liegt ein Heldengrab hier, dort ein granitner Block, Opferstein einst, bedeckt von gründichtem Moos und schillernden Flechten. Und an die düstere Hoheit des Sagenwaldes schmiegt sich das Märchen unter dem Gold der Ginsterbüsche und duftenden Rosenhecken, und seine Wiesen glühen in bunter Pracht wuchernder Blumenschönheit ...

Die Armen, die nie im goldgrünen Dämmer wandelnd den Stimmen des Waldes gelauscht, die nie unter Hecken und Blumen lässig ausgestreckt, von Grillen rings umzirpt, über sich die Blüten nicken sahen und die weißen Wolken ziehen durchs tiefe Himmelsblau! Doppelt arm, wenn sie's selbst nicht wissen und nicht glauben, daß sie arm sind. Dreifach arm und ewig verloren, wenn sie sich stolz erheben und die andern verachten und verhöhnen, die mit großen Augen träumend hineingehen in diesen Wald und immer wieder hinein, auch wohl ihren Acker darüber vergessen und ihren Hof und den schätzbaren Mist.

Und doch — so arm sie sind, sie haben so gar Unrecht nicht. Nur Kinder und Künstler gehen unbeschadet durch der Sagen und Märchen Wiese und Wald. Ihnen öffnet sich das Dickicht, sie finden auf still geheimer Lichtung die blinkend blaue Blume, sie verstehen das Rauschen der alten Eichen und das Flüstern des Röhrichts und das Duften der Rosen; und wenn sie dort ruhen am blühenden Hag, setzt sich wohl ein Zwerg zu Häupten und ein Reh legt traulich den Kopf in ihren Schoß; und nach läßlichem Wandern und träumendem Ruhen finden sie zur rechten Zeit wieder heraus

aus den wogenden Wundern auf den Heimweg durch die abendlichen Felder. — Aber wer im Vertrauen auf ein Paar tüchtige Wanderstiefeln und einen derben Knotenstock in die Geheimnisse dieses Waldes einzudringen meint, dem gehts gar leicht wie dem Mönch von Heisterbach: ein Vöglein lockt ihn hierhin, dorthin, kreuz und quer, und jeden Tag meint er, heute müsse er's greifen, so dicht hörte er's, so nahe sah er's an seiner Seite, aber wieder fliegt's davon und lockt ihn weiter; seine Kleider zerreißen, sein Bart wächst lang und struppig, Auge und Ohr werden blöde für alles andere, und achtlos stapft er durch die Wunder, die sich nicht vor ihm zu verbergen brauchen und — die er suchte, die blaue Blume, er zertritt sie mit plumpem Fuße.

Ach! Manchem Jüngling ist's kaum besser ergangen, der auszog, die leichten Pfade seiner Kindheit zu den schimmernden Geheimnissen des Sagenwaldes nun wieder zu entdecken und mit dem Schwerte der Wissenschaft eine breite Straße für Jedermann gebührlich durchzuhauen: die Dornenhecken, die Kindern und Künstlern fröhlich den Zugang öffnen, sie legen dicht und dichter ihre Ranken um Bein und Leib, und wie er auch schlägt mit seinem scharfen Schwerte, er dringt nicht durch. So viele Prinzen Dornröschens Hecken kläglich verstrickten, so viele Männer, Toren und Kluge, manch edles Blut, haben sich in den Dornenbüschen des Sagenwaldes verfangen — und wußten es selber nicht. Aber an den Genossen sahen sie's sogleich, die an andrer Ecke eingehauen. Und über diesem Schmerze vergaßen sie auch wohl ihr Ziel und schlugen so wacker auf einander los, daß die Schwerter vom Blute sich färbten und die Dornen rot erblühten, bis sie trotz knirschender Erbitterung endlich ermattet mit schmerzenden Wunden und dumpfen Köpfen von einander abließen, abließen auch vom Roden der Dornen; und hatte doch Jeder einst mit so viel Liebe und Lust und Hoffnung die Arbeit begonnen, und Freude und Glück hätt' er genossen, wenn auch nicht die Wonne der Erfüllung, hätte nicht ein Gleichstrebender ihm seine Bahn verbieten wollen und in die eigene zwingen. Und nun sind sie beide lahm und müde und bitter gestorben, jeder in seinem Dornenloche. Kommt dann des Wegs ein besinnlicher Mann und sieht die Hecke und sieht die Armen, dann schüttelt er mit überlegen mitleidigem Lächeln sein artig Zöpflein und geht in gehobenem Selbstgefühl vorüber wie einstens Nicolai an Werthers Grabe . . .

Auch ich bin hineingekrochen in die Dornenhecke, bald hier, bald da, wo eifrig mutige Männer eingehauen hatten, und habe

mich umgesehen; habe auch versucht auf meine Weise vorzudringen. Nun soll ich davon erzählen, was ich gesehen und wie ich's verstanden. Ich tu's mit Freuden, aber mit Bescheidenheit: die haben mich die Dornen gelehrt, ich kenne ihre Tücken und Gefahren. Und verhaue ich mich doch — nun, so tröste ich mich: es ist keine üble Gesellschaft, die in diesen Dornen hängt, und trotz der Dornen ist's kein übler Aufenthalt, diese Hecke am dämmernden Walde in Blütenduft und Farbenfreude, wenn nur Ohr und Auge offen bleiben, die Schönheit zu empfinden, und empfänglich das Herz, sie liebend aufzunehmen und in einsamer Feierstunde, wenn fernher die Abendglocke leise klingt, stillglücklich zu genießen.

* * *

Mythus, Sage, Märchen sind gelehrte Begriffe. Eigentlich bezeichnen ja alle drei dasselbe, nichts weiter als Erzählung, das griechische Wort so gut wie die beiden deutschen. Zu dem heute geläufigen Sinne ist das Wort „Märchen" am Ende des 18. Jh.s gekommen, als die orientalischen Märchen bekannt wurden. Aber erst vor etwa 100 Jahren sind diese drei Begriffe geprägt und die Worte in diese Bedeutungen hineingezwungen, sodaß „Mythus" die Göttersagen bezeichnet, „Sage" die an bestimmte Persönlichkeiten oder gewisse Orte oder Gebräuche geknüpften Erzählungen, „Märchen" die Fülle der frei schwebenden Geschichten. Es war die Zeit der Romantik, als ihre verehrungswürdigen Führer und Begründer die vergessene Herrlichkeit der deutschen Vergangenheit aus verstaubten Büchereien ans Licht brachten und aus dem Munde der Bauern, Handwerksburschen und Kinder zum Bewußtsein des ganzen Volkes wieder erweckten. Der schier unübersehbare Reichtum erforderte Sichtung und Scheidung. Aber es ging hier wie so oft: die Begriffe, einmal geprägt, wuchsen sich selbständig aus in harten scharfen Formen und sie schieden bald, was sie zunächst nur ordnen sollten. Fast unwillkürlich kam man zur Vorstellung daß Mythus, Sage und Märchen aufeinander gefolgt seien, einander abgelöst hätten, daß die Geburt des einen den Tod des anderen bedeute, wie ähnlich die Rubriken der Literaturgeschichte zu Scheidewänden geworden waren zwischen angeblichen Zeitaltern des Epos, der Lyrik und des Dramas. Aber bei den wissenschaftlichen Führern der Romantik war auch der große Gedanke der Einheitlichkeit aller Äußerungen eines Volkes und ihrer ununterbrochenen geschichtlichen Entwickelung in immer neuen Formen lebendig. So konnte es kaum ausbleiben, daß man damals

im Göttermythus als dem natürlich ältesten den Quell und bleibenden Gehalt auch der zeitlich folgenden Sagen und Märchen sehen zu dürfen meinte, Sage und Märchen gewissermaßen nur als Umformungen des uralten Mythus ansah. Das Lieblingsbeispiel war das Märchen vom Dornröschen. Dies schien den Brüdern Grimm so zweifellos nichts anderes als der letzte Nachklang des Mythus von Brunhilden zu sein, die, wie die Edda erzählt, vom Gotte Odin mit dem Schlafdorn gestochen den Zauberschlaf in der Waberlohe schläft, die nur Sigurd durchdringen kann, daß sie 1856 in der 3. Auflage ihrer Märchen III, S. 85 unbedenklich diese Deutung als sicheres Ergebnis aussprachen. Die Brücke vom Göttermythus der Edda zum deutschen Märchen wurde natürlich in der Heldensage des Nibelungenliedes erkannt. So glaubte man das Sinken des uralten Göttermythus von Stufe zu Stufe beobachten und beweisen zu können und kam zu der Überzeugung, daß der wahre Sinn von Märchen und Sage nur erfaßt werden könne durch Rückführung auf ihren mythischen Ursprung: Götter sollten ursprünglich die Helden der Sage und des Märchens gewesen sein und der Schauplatz ihrer Taten der Himmel.

Leicht faßlich, unwiderstehlich anziehend haben sich diese Anschauungen durch viele Schichten verbreitet und sind heute noch weithin die gemeine Meinung. Welche Freude für jeden, der Auge und Ohr für sein Volkstum hat, in der Gegenwart die Spuren der Altvorderen zu erspähen, die einstens aus den geheimnisvollen Wäldern Germaniens hervorbrachen und die Welt mit ihren Heldentaten erfüllten und eroberten! Nur ein kurzsichtiger Tor kann im Hochgefühl wissenschaftlicher Beschränktheit sie mit trockenem Lächeln als Verirrungen bezeichnen und die Achseln über sie zucken. Mißt man den Wert der Wissenschaft an ihren Wirkungen, an der Auslösung lebendiger Kräfte, die selbsttätig weiter wirken und neuen befruchtenden Samen ausstreuen, so dürfte keine wissenschaftliche Bewegung sich mit der Romantik messen können. Die werbende, weckende, zündende Kraft ist mehr wert als eine tote Wahrheit, die niemand bestreiten kann.

Diese Anschauung über das Verhältnis von Mythus, Sage, Märchen, von den Brüdern Grimm gefaßt und durch ihre umfassende Tätigkeit an deutschem Volkstum zur Geltung gebracht, ist aus dem tiefsten Geiste der Romantik geboren und recht nur verständlich, wenn man sich ihren heiligen Glauben an das geheimnisvolle Wirken und Weben der Volksseele und die hingebende fromme

Verehrung für alle ihre Äußerungen vergegenwärtigt. Dies Lieblingskind der Romantik siechte mit ihr wie ein zartes Waldröschen schnell an der hellen strengen Tagessonne der rationalistischen Wissenschaft, und hielt sich nur in dämmernder Waldesstille, wohin deren Strahlen nicht drangen. Die Auffassung des Märchens, wie sie die Grimms vertreten, hat durch Benfeys Bearbeitung der indischen Märchen- und Fabel-Sammlung Pantschatantra 1859 den entscheidenden Stoß erhalten. Nicht aus germanischer Urzeit habe das deutsche Volk seine alten Göttermythen sich in Märchengestalt bewahrt, sondern diese Märchen, zeigte er, haben die Deutschen, wie die anderen Völker des Westens aus dem Orient erhalten, Indien sei das Quellland, dessen reiche Ströme sich seit dem 11. Jh. über Europa ergossen. Mit dieser Erkenntnis der fremden Herkunft war die Vorstellung vom Märchen als einer nationalen Überlieferung aus den Zeiten des Heidentums unrettbar verloren, gewonnen aber war einer der fruchtbarsten Gedanken für das Verständnis der Weltliteratur der großen, vornehmen, weittönenden so gut wie der kleinen, die auf Märkten und im Zelt, in der Hütte und im Kinderkreise webt: das Märchen, die Novelle, die hübsche Geschichte wandert frei über die Erde hin. — Dies Wandern ist aber schon viel älter als Benfey glaubt, und Indien ist nicht allein das Quellland. Das ist, seitdem uns Benfey die Augen geöffnet, festgestellt und allgemein anerkannt. Bei Römern und Griechen, bei Judern und im alten Ägypten haben sich Märchen gefunden, und immer wieder sind's dieselben schönen Geschichtchen, wie im indischen nnd deutschen Märchen, im arabischen und lettischen. Niemand kann sagen, wer der Geber sei, wer der Nehmer, alle haben sie an den Motiven geformt, umgeändert und dazugetan; vordem die Literatur und die Geschichte beginnen, vordem die Menschen schreiben konnten, hat schon diese Weltliteratur begonnen und ist lebendig geblieben bis an den heutigen Tag und wird nie sterben, solange es Menschen gibt.

So völlig die Auffassung des Märchens seit der Romantik umgewandelt ist, so wenig hat sich in Anschauungen über Mythus und Sage ein Umschwung gezeigt. Hier wirkte recht unglücklich die Abtrennung des Mythus und der Sage vom Märchen. War sie schon vorbereitet durch diese Begriffsbildungen, obgleich deren Schöpfer am allerwenigsten die Einheit und Gleichwertigkeit aller dieser Äußerungen der Volkspoesie zu sprengen oder auch nur zu gefährden dachten, so wurde sie durch Benfeys Lehre vollendet. Sie führten ein gesondertes Dasein fortan, und was beim Märchen selbstver-

ständlich geworden war, kam ihnen nicht oder doch nicht allgemein und nur mit schwerer Mühsal erst spät zu gute: der Grundsatz, daß auch ihre Probleme zunächst alle literargeschichtliche sind, daß man, um ins Wesen von Mythus und Sage einzudringen, erst ihre verschiedenen Formen sammeln, vergleichen und in ihrer Entwickelung verstehen muß. Am übelsten ist es der Heldensage ergangen — verständlich, da sie der Brennpunkt aller dieser Plobleme ist. Wie vor 70 und 80 Jahren wird sie auch heute noch von drei Punkten betrachtet, und wenn auch heute wie damals Mancher weitherzig genug ist, auch dem einen oder den beiden anderen Berechtigung zuzubilligen, so stehen sich doch noch immer diese drei Gruppen feindlich gegenüber. Die einen sehen in der Heldensage gesunkenen Göttermythus, andere betrachten die Heldensage als eine durch mündliche Überlieferung und poetische Ausschmückung getrübte Darstellung wirklicher geschichtlicher Ereignisse, und die dritten schließlich lassen sie nur als Dichtung gelten, sehen in ihr nichts als freie Erfindung.

Es ist an der Zeit, einmal diese Frage im Zusammenhange durchzusprechen, um eine begründete Vorstellung zu festigen und zu verbreiten, in welchem Verhältnisse Göttermythus, Heldensage und Märchen zu einander stehen. Dem Neuling und dem Fernstehenden ist's ersprießlich, einen Überblick über diese großen Fragen zu gewinnen, ehe er an Einzeluntersuchungen herantritt, während heute das umgekehrte das gewöhnliche ist oder vielmehr die meisten bei der Einzeluntersuchung anfangen und in der Fülle der Einzelfragen stecken bleiben, und so wenn nicht Verdruß, doch Kurzsichtigkeit und Einseitigkeit von vornherein sich aufnötigen — immer noch besser freilich, als durch oberflächliches Drüberhinreden sich das Recht verschafft zu haben glauben, diese ganze Forschung und die gesamte sagenhafte Überlieferung zu verachten. Vielen sage ich gewiß nichts neues. Aber gerade in größerer Weite und Allgemeinheit einmal diese Probleme durchdenken werden am Ende auch die vielleicht nicht ganz ohne Nutzen, die wie ich Jahre und Jahre in diesen Gebieten gearbeitet und gelebt haben, ohne sich reinlich mit ihnen auseinanderzusetzen.

* * *

I. Märchen.

Wir fangen am besten mit dem Märchen an. Das ist uns allen von Kindheit an vertraut — Dank den Brüdern Grimm gesegneten Andenkens! — und wir haben sein Wesen und Wirken an uns selbst erfahren. Wir kennen auch alle noch andere, außer=

deutsche Märchen, vor allem aus Tausend und einer Nacht: können also leicht vergleichen. Und für die Märchen ist durch Benfey fester Grund gelegt. Hier wenn irgend wo können wir weiterbauen.

Was sind Märchen? — Soweit wir sehen können, sind sie nicht uralt nationales Eigentum, sondern bereits Allgemeinbesitz aller der vielen Völker, die Asien, Europa und wenigstens den Norden Afrikas bewohnen. Nicht Gebirg noch Meer, nicht Religionshaß noch Rassengegensatz, nicht Kultur und Barbarei, nicht der Abstand von Jahrhunderten konnten das Nehmen und Geben, Wandern und Zurückkehren dieser schönen Geschichten hemmen, die Gemeinschaft zerstören. Und dieses internationale Wesen mutet dennoch jeden national an. Der Erdgeruch der vaterländischen Scholle, Wald und Feld und Dorf und Berg, die liebe Heimat, wie sie aus Kinderzeiten die Seele stille treu bewahrt, weht uns an aus unseren Märchen, und nicht anders als den Deutschen alle die andern, die Finnen und Serben und Franzosen und Inder und Schotten und Russen. Es gibt nicht viel, was das innerste Wesen, Gesinnung und Gesittung, Gemüt und Geschichte eines Volkes so gut charakterisiert als seine Märchen. Und wie die Sprache, der kostbarste Besitz der Nation, das sie einende Band, in jeder ihrer Landschaften leise sich ändert, so ist auch der Märchenschatz jedes Berges, jedes Tales ein anderer, neben Sprache und Lied ein feiner Weiser des Volkstums. Mundgerecht macht sich das Volk jedes Wort, jedes Lied, jedes Märchen. Das Fremdwort ähnelt es einem geläufigen Worte an, sodaß es ihm deutbar wird, das Lied muß sich manche Wandlung gefallen lassen und oft gar die Umsetzung von Dur in Moll, das Märchen muß sich seinen Anschauungen anpassen. Was sich aber nicht in seinen Kreis fügt, was seinen Anschauungen zuwider ist, wird beiseite gelassen.

Nicht bloß in Landschaft, Sitte, Kostüm unterscheiden sich die Märchen der Völker, vielleicht noch stärker durch die Art der Darstellung und den Aufwand an Phantasie. Eng und bescheiden ist die Phantasie in den deutschen Märchen gegen die wuchernde Üppigkeit der indischen; fast zeitgeschichtlich, greifbar realistisch treten dieselben Geschichten wieder in der italienischen Renaissanceliteratur auf, während sie nordische Stämme geringer Kultur in wogenden Nebeln gestaltlos phantastisch verschwimmen lassen. Freilich ist auch für uns vielfach der Begriff des Phantastischen mit dem Märchen verbunden; auch ein Erbe der Romantik, die sich von der Formenklarheit klassischer Kunst in das dämmernde Dunkel zu flüchten

liebte. Aber das Durchblättern unserer deutschen Märchensammlungen oder von 1001 Nacht überzeugt leicht von der Unrichtigkeit dieser Vorstellung. Neben den phantastischen Märchen wie Dornröschen, sieben Raben, Machandelbaum, Tierfabeln, Legenden von Christus, Heiligen und Teufel stehen Geschichten und Schwänke, die die Grenze der Wirklichkeit oder Möglichkeit durchaus nicht überschreiten oder doch nicht anders als jede Dichtung zu allen Zeiten. Man denke nur an die kluge Else und Katherlieschen, an den Hans im Glück, an Einen der das Gruseln lernen wollte. Und sehen wir uns weiter um, so finden wir dieselben Geschichten oder wesentliche Stücke und Züge, die sich die Hessen als Märchen erzählen, in den „Novellen" wieder, wie sie Bocaccio und viele andere seit dem 14. Jh. geschrieben und zu einer festen Literaturgattung ausgebildet haben. Die Brüder Grimm selbst haben zur dritten Auflage ihrer Märchen (1856) manche dieser Parallelen angemerkt und unübersehbar viel ist seitdem durch fleißige Bemühung dazu gekommen. Dr. Allwissend ist solch ein Schwank, den auch Bocaccio kennt; er geht in vielen Variationen um bis herab zu dem tollen Büchlein von Claude Tillier Mon oncle Benjamin. Das Märchen von König Drosselbart ist dieselbe Novelle, die Shakespeare in der Zähmung des Widerspenstigen bearbeitet hat. Und das hübsche Märchen vom „getreuen Johannes" erzählt wie der als Kaufmann verkleidet die schöne Prinzessin auf ein Schiff lockt und entführt — eine Geschichte, die nicht nur unter Bocaccios Novellen steht, sondern auch sonst eine gewisse Rolle in der Weltliteratur spielt: aus dem ersten Teil des Gudrunliedes kennt sie jeder als Entführung der Hilde.

Die Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Märchens muß sich also hüten gar zu romantisch zu sein, und sie muß neben dem internationalen Wesen auch gerade die nationale Eigenart betonen. Märchen sind also etwa die von einem bestimmten Volkskreise nach seinem Geschmack ausgewählte und seinem Wesen angepaßte Auswahl aus dem großen internationalen Schatze hübscher Geschichten, die zum Allgemeinbesitz der Völker geworden sind, aber auch wieder aus ihm ausgewählt wurden, weil sie in typischer Reinheit allgemein menschliche Eigenschaften und Leidenschaften, Schwäche und Stärke, Erfahrungen und Weltweisheit zu anschaulicher Darstellung bringen oder auch gar nichts weiter geben, als Unterhaltung, und nichts anderes erzählen, als was ergötzt und gefällt, und der Phantasie des empfänglichen Erwachsenen wie des Kindes ein Spiel bieten,

das Welt und Leben von der engen Gebundenheit eckiger Wirklichkeit befreit und nur dem unbehinderten Wunsche dienstbar, heiter zu genießen erlaubt.

Das Unterhaltungsbedürfnis ist vielleicht der stärkste Antrieb zur Entstehung und Erhaltung dieser Literatur und der Literatur überhaupt. Es ist unbegrenzt und unersättlich. Die vielen tausend Federn von heute mögen ihn so wenig befriedigen wie der Märchenerzähler im Karawanenzelt zwischen Bagdad und Damascus vor tausend Jahren und Homer vor drei Jahrtausenden in den Hallen der griechischen Fürsten. Und wohin die Bücher nicht dringen und nicht der anspruchsvolle Sänger, dahin kommt der hungernde Spielmann oder dringt, losgelöst von jeder Kunstform, die hübsche Geschichte selbst, von Mund zu Mund getragen. Unterhalten wollen sie alle sein, wenn sie ausruhen, und wollen sich freuen am Spiegelbild des Lebens, und im Gaukelbilde der Phantasie erfüllt sehen all die unerfüllten Wünsche des Herzens — ein träumendes Spiel. Deshalb wandern und fliegen die hübschen Geschichten aller Art über das Erdenrund in ewiger Jugend, immer wieder geboren in unendlicher Mannigfaltigkeit.

Die ewige Jugend des Märchens oder der Novelle ist auch noch durch eine andere Eigenschaft bedingt, die mit dieser Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit aufs Engste zusammenhängt. Es läßt Einzelzüge und ganze Teile fort oder setzt sie zu je nach Belieben oder Zufall, es stellt um und verbindet anders, es schafft ein Neues und hat doch nur Altes. Wenig Märchen gibt es in den Schätzen der verschiedenen Völker, die sich Zug um Zug decken. Die meisten sind hier ärmer dort reicher, und so manches Märchen erinnert nicht an ein, sondern an zwei, vier, fünf andere zugleich. Unser Dornröschen, das vor Wilhelm Grimms Aufzeichnung in Deutschland durchaus nicht nachweisbar ist, steht fast gleichlautend bereits in der ersten europäischen Märchensammlung Perraults von 1697; etwas abweichend schon 1637 in Basiles Pentamerone, aber da ist das Märchen verbunden mit dem Motiv der bösen Frau, die die schöne Gute mit ihren Kindern verderben will und schließlich selbst die ihnen zugedachte Strafe leidet. Und in der erst 1865 aus mündlicher Überlieferung aufgezeichneten indischen Fassung sind wieder mehrere andere Motive noch hinzugetreten, die das Grundmotiv umwuchern und nicht wenig umgestaltet haben, am Schluß aber wieder eine Erweiterung durch ein neues Motiv, das wir aus dem Märchen vom Machandelbaum kennen (vgl. Friedrich Vogt

in den Germanistischen Abhandlungen von Weinhold-Vogt XII, 1896, S. 197 ff.).

Ebenso ergeht es bei jeder vergleichenden Betrachtung irgend welchen Märchens: mehr und immer mehr Fäden schlingen sich, je weiter man umblickt, von einem zum andern über weite Länder hin und durch die Jahrhunderte hinüber herüber. Wie in einem Irrgarten wird der Betrachter hin und her geführt, er verliert den Weg und wie träumend wandelt er durch die unendliche Welt dieser Märchen. Es geht ihm wie in den Hallen der Alhambra, wo er über die Fülle spielender Ornamente das eine zu verfolgen sein Auge weiter gleiten läßt, es findet, verliert und wiederfindet, immer neu verbunden, anders gelöst und wieder verbunden. Wer auch nur flüchtig wenige Märchen durchfliegt, sofort findet er Anklänge und Zusammenhänge, weit Getrenntes sieht er plötzlich vereinigt und Urfremdes verschmolzen, als wär's eine Einheit stets gewesen. Das Motiv der Melusine, die scheiden muß, wenn der Gatte sie im Bade belauscht, oder des Lohengrin, der die Gattin verläßt, wenn sie nach Herkunft und Namen forscht, kehrt im antiken Märchen von Amor und Psyche wieder, aber hier eng verbunden mit den Motiven der mißgünstigen Schwestern und der Mißhandlung der guten, die wir aus unserm Aschenbrödel kennen.

Die Märchen lösen sich auf in Einzelmotive, die beliebig aneinandergesetzt, bald so, bald anders geordnet, eine unendliche Mannigfaltigkeit von Bildern hervorbringen wie die Glasstückchen eines Kaleidoskops. Und wie deren nur wenige sind im Vergleich zur schier unendlichen Zahl ihrer möglichen Zusammensetzungen, so ist auch die Anzahl der Grundformen der Märchen und Novellen, wie Benfey schon ausgesprochen (Pantschatantra I, S. XXVI), eine keineswegs beträchtliche.

Die Ursache für diese unbegrenzte Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit der Einzelmotive, von denen jegliches natürlich einst eine Geschichte für sich war und auch als solche wohl öfter noch nachweisbar ist, liegt in ihrer schon charakterisierten Allgemeingültigkeit und Anziehungskraft. Sehr wesentlich unterstützt aber werden diese Eigenschaften noch dadurch, daß diese Geschichten ein freies Dasein führen, nicht gebunden an Ort und Zeit und Individuen. „Es „war einmal ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „ach wenn wir doch ein Kind hätten" . . . — „Da wör mal eens „en Fischer und syne Fru, de waanten tosamen in'n Pißputt". Da ist die See — aber ob's Nordsee oder Ostsee ist oder sonst eine,

das ist dem Erzähler gleichgültig. Da ist ein König, aber sein Name und sein Land interessieren Niemanden, genug er ist ein König. Nicht Personen, sondern Typen treten auf: der Prinz, die Stiefmutter, die Hexe, der Jäger, der Vezier, der Scheich. Und wenn Namen gegeben werden, so sind es nichtssagende wie Hänsel und Gretel, Ali, Jusuf, Ibrahim oder fingierte, wie Rotkäppchen, Dornröschen, Drosselbart. Auch das antike Märchen zeigt gelegentlich dieselbe Erscheinung. Ῥαδίνα ist kein Name, sondern heißt die „Schlanke", Καλύκη die Knospe („Röschen"). Das berühmte Märchen von Amor und Psyche (Apulejus Metam. IV, 28) beginnt mit den Worten: „Es waren in einer Stadt ein König und eine Königin, „die hatten drei sehr schöne Töchter, aber die jüngste war die schönste „unter ihnen." Das mutet den Deutschen an, als hätte es Apulejus aus Grimms Märchen abgeschrieben.

Diese typenhafte Allgemeinheit, diese Abneigung gegen das Individualisieren, gegen das Festlegen an bestimmte Orte und Binden an feste Persönlichkeiten ist eine der auffallendsten Eigentümlichkeiten des internationalen Märchens. Es ist heimatlos und flattert wie die Sommerfäden durch die Lüfte. Die Brüder Grimm haben gerade diese Eigenschaft des Märchens lebhaft betont und sie zum unterscheidenden Merkmal gemacht, durch das sich eine Geschichte als „Märchen" erweise. Sie haben darin durchaus und anerkanntermaßen recht. Denn in der Tat ist die große Masse der Märchen durch diese Ungebundenheit charakterisiert. Verwunderlich genug. Jedes Volk, könnte man meinen, würde bei der innigen Aneignung jedes Märchenstoffes — so innig, daß sein Wesen und Fühlen sich in der Umgestaltung ausprägt — unwillkürlich die Gestalten an seine Burgen, Berge, Wälder, an große Namen seiner Geschichte, an Könige und Fürsten anknüpfen. Das ist aber im allgemeinen nicht geschehen, in Deutschland so wenig wie in Frankreich und Indien. Manche Gründe lassen sich dafür mit Schein anführen: die freie Phantastik vor allem, auch wohl die Internationalität, nicht zum wenigsten aber, glaub ich, verhindert der gänzliche Mangel an geschichtlichem Sinn und Interesse beim natürlichen Menschen die Bindung der Märchen an Orte und Namen. Die Burg dort über dem heimatlichen Dorf hat für den Dörfler immer da gestanden und immer war sie in Trümmer geborsten, weil sie's bei seiner Geburt schon war, sie ist ihm so selbstverständlich wie sein Feld und der Wald, und Sommer und Winter; wer sie erbaut, warum sie zerstört, das fragt er nicht. Daß es da oben nicht geheuer, das ist das einzige, was er von ihr weiß. Da

kann er sich nicht „den König“ denken mit seiner „wunderschönen Tochter“; die wohnen ja doch in Pracht und Herrlichkeit und nicht in einem alten geborstenen Turm, wo die Eulen krächzen. Und Könige kennt das Volk wohl und Fürsten und Herren, aber die Begriffe, die diese von König und Herren dem Bauern und Städter in Mittelalter und Feudalzeit beigebracht, waren wahrlich nicht danach angetan, daß sie ihre Namen auf Kindeskinder vererben und in das gemütliche Behagen ihrer Märchen aufnehmen mochten. Und wenn einer 'mal Dank sich verdient hatte, Dank lebt nicht lange: undankbar ist der Mensch. Das „Volk“ lebt in der Gegenwart und nur in ihr, die Vergangenheit ist ihm gleichgültig und unverständlich, schon weil sie anders ist als die Gegenwart. Was es sich erzählt, das hat es sich zurechtgerückt und, da es heute ja nicht geschah und auch nicht gestern, so ist's schon lange her: „es war einmal vor langen, langen Zeiten . . .“

Die Brüder Grimm haben also in der völligen Ungebundenheit des Märchens nicht eine zufällige Äußerlichkeit als charakteristisches Merkmal aufgegriffen, sondern eine psychologisch begründete und deshalb überall und zu allen Zeiten geltende Eigentümlichkeit: auf Sultane, Veziere und Kadis trifft das selbe zu, wie auf unsere Ritter und Könige, und Apulejus beginnt sein Märchen nicht anders wie unsere Mütter es getan. Freilich gilt es nicht unbedingt für alle Märchen. Gewisse Gruppen setzen sich leicht an irgendwelche Persönlichkeiten oder Orte an. Der Art sind vor allen die Schwänke, die Gespenstergeschichten, Novellenmotive wie die der Stiefmutter, des zurückgewiesenen liebenden Weibes, der Rettung der Unschuld im letzten Augenblicke. Dennoch verläugnen auch sie ihr flüchtig Wesen nicht ganz: denn ebenso leicht wie an diesen Mann oder Ort oder Brauch schließen sie sich auch an jenen und wieder einen andern und lösen sich auch wieder ab, um als echte Märchen ohne jede Fesselung an Zeit und Ort ihr ungebundenes Dasein weiter zu führen.

* * *

II. Sage.

Die Grimms haben Märchen von Sage geschieden: dafür verwandten sie vor allem die eben besprochene eigentümliche Freiheitlichkeit des Märchens. Die *Sage* dagegen ist gebunden, sei es an Orte, sei es an Personen oder Bräuche und dadurch oft auch an eine bestimmte Zeit. Das Märchen erzählt von „einem König“,

die Sage von König Gunther und König Priamos; das Märchen sagt von „einem Schlosse“, die Sage von Worms und Ilion. Diese Scheidung ist so einfach und klar, und so greifbar und einleuchtend ist die durch die Bindung bedingte Verschiedenheit, daß sie allgemein und mit Recht angenommen und festgehalten wird. Wir treten vom Märchen zur Sage in einen andern Kreis. Die Gleichgültigkeit gegen Individualitäten und gegen die Vergangenheit weicht hier der Fragelust und Erklärungsfreude, dem Interesse an Persönlichkeiten und ihren Schicksalen: der geschichtliche Sinn beginnt sich hier zu regen und sucht auf einfachste Weise Befriedigung, die Überlieferung hält Namen und Gestalten fest: Sage ist Anfang der Geschichte.

Aber trotz dieser richtig beobachteten Verschiedenheit von Sage und Märchen führen doch Fäden von diesem zu ihr hinüber, viele Fäden, unzählige, ja so dicht sind sie gesponnen, daß einem bange wird um die Scheidung. Die Erkenntnis dieses Zusammenhanges von Märchen und Sage ist von der größten Wichtigkeit für das Verständnis des Wesens und Wachstums der Sage. Ihn greifbar vor Augen zu führen, betrachten wir zunächst am besten einige der nicht seltenen Fälle, wo allbekannte Märchen oder Märchenmotive mit Namen von Orten und Personen statt ohne solche erzählt werden und allein dadurch aus einem „Märchen“ zur „Sage“ geworden sind.

Manches Märchen erzählt von braven Armen und guten Kindern, denen Zwerge oder Frau Holle oder sonst gütige Wesen Gold und Reichtum geschenkt. Dasselbe haben die Grimms als eine Quedlinburger Sage verzeichnet, die das Ereignis 1605 unter Herzog Heinrich Julius von Braunschweig genau datiert. – Die sentimentale Novelle von Pyramus und Thisbe, die Ovid im 4. Buche der Metamorphosen (Vers 55—166) nach einem hellenistischen Dichter erzählt, nirgend sonst bekannt, ist, wie auch anderes z. B. Hero und Leander, aus diesem fleißig gelesenen Gedicht wohl ziemlich früh im mittelalterlichen Westeuropa verbreitet worden. Bänkelsänger haben sie aufgenommen. In Erk-Böhmes deutschem Liederhort (I, Nr. 86—88) sind aus Flugblättern und Handschriften des 16. Jh.s drei größere Lieder, wohl alle schon im 15. Jh. gedichtet und gesetzt, z. T. in mehreren Fassungen verzeichnet, die diese Liebesgeschichte von Pyramus und Thisbe besingen, natürlich alle ohne diese fremden Namen. Steht das eine Nr. 87 Ovid ziemlich nahe, so sind die beiden andern ganz frei. Das ovidische Lokal Ninive ist verschwunden, auch die nachbarlichen Bürgerkinder, die durch eine beiden Häusern gemeinsame Wand verkehren, schienen nicht interessant genug.

Aber daß sich die beiden Liebenden draußen an einem einsamen Baume treffen — das Grabmal des Ninus fällt selbstverständlich fort, doppelt unverständlich —, daß das Mädchen vor einem Untier (einer Löwin bei Ovid) flieht, ihren Mantel verliert, der von diesem zerrissen dem später kommenden Jüngling die Vorstellung beibringt, seine Geliebte sei getötet, und daß nun er sich das Schwert in die Brust stößt und die zu spät zurückkehrende Jungfrau sich an seiner Leiche den Tod gibt, dies Motiv haben deutsche Sänger aufgenommen und frei umgestaltet. Sogar ein anderes Märchenmotiv haben sie eingelegt: das Untier ward durch einen Zwerg ersetzt, der das Mädchen entführt und zu spät zurückliefert. Ort- und zeitlos wie ein echtes Märchen gibt sich das Lied. Aber eine Heidelberger um 1550 geschriebene Handschrift trägt die Beischrift: „Ist gewesen einer Hertzogin von Mechelburgs Dochter. Die Burg heißt Steergerdt." Und wirklich, diese Novelle lebt wohl bis auf den heutigen Tag als Lokalsage von Stargard bei Neubrandenburg im Mecklenburgischen fort, von Karl Bartsch (Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg 1879 I, S. 324 f.) in zwei Fassungen mit mehreren Zeugen aufgezeichnet, auch in den älteren mecklenburgischen Sammlungen schon vorhanden, in Fischers „mecklenburgischen Sagen der Vorzeit" 1796 romanhaft ausgestaltet. Ein Brunnen dort unter einer Linde, der „Jumfernsod" genannt, hat die Veranlassung gegeben, die Geschichte hier anzuknüpfen — übrigens in einer von jenen Liedern abweichenden Fassung — um den Namen zu erklären. Da ein eisernes Trinkgefäß an diesem Brunnen gehangen, so wurde zugedichtet, daß dies aus dem Schwert des unglücklichen Ritters geschmiedet worden sei, mit dem er sich verzweifelt den Tod gegeben.

So nimmt ein frei schwebendes heimatloses Märchen plötzlich Besitz von *einem* Ort. Und ist das eine Stadt von Bedeutung oder übt das so gebundene Märchen durch irgend einen Zufall Einfluß auf die Literatur, so wird sie diesen ihren Besitzanspruch weithin durchsetzen. Noch leichter dürfte das geschehen, wenn eine *geschichtliche Persönlichkeit* von weitem Ruhme der Träger eines Märchens wird. Ja so fest kann dieser Anschluß werden und ein so wahrscheinliches Aussehen gewinnen, daß die Novelle für Geschichte gilt.

Der erste Perserkönig Kyros ist eine sehr greifbare geschichtliche Persönlichkeit. Wir haben Inschriften von ihm, sein Grabbau ist erhalten, wir wissen durch mehrfache Überlieferung, daß er das Mederreich gestürzt, Asien unterworfen hat, 546 den Lyderkönig

Kroisos, der den Griechen und dem delphischen Gotte unbesiegbar schien, besiegt und die kleinasiatischen Griechen geknechtet hat. Aber das Märchen hat sich seiner früh bemächtigt, wohl schon bei seinen Lebzeiten. Hundert Jahre später erzählt Herodot (I, 107 ff.) mit leichter rationalistischer Umgestaltung, aus der auch ohne Justins unverfälschtem Bericht (I, 4) die ursprüngliche Fassung leicht herzustellen wäre, die Geschichte seiner Abkunft, Geburt, Aussetzung auf Grund unheilvoller Träume, Säugung durch eine Hündin, Rettung und Erziehung bei armen Hirten, Wiedererkennung und Erfüllung der Träume. Es ist dieselbe Geschichte, die mit geringsten Änderungen auch von Romulus und Remus überliefert wird, ohne daß an eine Benutzung des Herodot wahrscheinlich wäre. Ist sie doch viel weiter verbreitet. Von Telephos dem Heraklessohne wurde sie auch und wohl schon vor Kyros erzählt, und auch auf Paris war sie längst übertragen, als Euripides sie dramatisierte. Die deutsche Sage erzählt sie von Wolfdietrich, und die säugende Hirschkuh kennt jedes Kind aus der Genovefasage. Wer den einzelnen Motiven nachgeht, der findet sie hier und da gleich und ähnlich oder fast gleich, bald gesondert, bald mit andern verbunden und er verliert sich im Irrgarten des Märchens, wo er sie z. B. im pommerschen Märchen vom „Wolfskinde" (U. Jahn, S. 107) wiederfindet und vielleicht an der Verwendung desselben Motivs im „Sneewittchen" eine besondere Freude haben wird. Und ist denn diese Geschichte etwas anderes als ein Märchen? Sie trägt ihren Reiz in sich, ganz gleich ob sie von Kyros oder Romulus oder Telephos oder auch namenlos erzählt wird, sie ist als rechtes Märchen jeder Anpassung fähig und nimmt beliebig neue Motive auf: hat ja doch Herodot mit ihr das gräßliche Motiv verbunden, das uns aus der Atreussage wie aus dem Märchen vom Machandelboom geläufig ist, wie dem Vater das eigene Kind zum Essen vorgesetzt wird — als Strafe hat's Herodot eingeführt für den Harpagos, der des Königs Befehl nicht ausgeführt hat, ganz analog dem deutschen Bänkelsänger, der an die Geschichte von Pyramus und Thisbe die barbarische Strafe des Wächters angefügt hat, dafür daß er das Fräulein wider des Herren Gebot aus dem Tor gelassen hatte (Erk-Böhme I, Nr. 86, 88).

Wir stehen mitten im Märchen und doch zugleich in der Geschichte, und wie in der Geschichte so auch zugleich mitten in der Heldensage. Wo ist die Grenze? Man kann nicht sondern und darf es nicht: so wenig Geschichte von Sage, wie Sage von Märchen oder Novelle.

* * *

Fast zu weit sind wir gedrungen: Nur Bindung von frei schwebenden Märchen an Orte und Personen wollten wir verfolgen und sind unvermerkt tief in die Heldensage gelangt. Da wird mancher den gefährlichen Irrgarten verwünschen und die Führung schelten, die anerkannte Grenzen mißachtet und verwischt. Sind ja doch schon längst die einzelnen Entwickelungsphasen geschichtlicher Überlieferung klärlich geschieden und fein säuberlich getrennt! Auf die geschichtslose Urzeit läßt man das Zeitalter der Sage folgen: das hat schon Überlieferung und vererbt sie, aber diese Überlieferung ist unhistorisch, ist Sage. Die griechische Heldensage vergegenwärtigt das am klarsten. Eine Fülle ist überliefert, Homers Gedichte liegen vor, aber aus der Periode, wo sie entstanden sind, haben wir keine redende Überlieferung außer ihnen, keine Geschichte. Dann aber hebt die Geschichte an: gleichzeitige Aufzeichnungen, spärlich und mager zuerst, dann immer dichter und reicher, schließlich zusammenhängende Darstellung.

Wo die Sage aufhöre, die Geschichte beginne, ist eine Frage so alt wie historische Kritik überhaupt, schon im 5. vorchristlichen Jahrhundert bei den Griechen von den Sophisten eifrig besprochen. Im vierten hat dann Ephoros einen energischen Strich gezogen: mit der Rückkehr der Herakliden 1104 beginne die Geschichte, alle frühere Überlieferung sei Sage, und hoffnungslos seien die Versuche, aus ihr die historische Wahrheit zu gewinnen. Er hat viele Nachfolger gehabt bis auf den heutigen Tag, nur daß man jetzt die Grenze der Geschichte weiter herabrückt. Dieselben Erscheinungen zeigt die Geschichte jedes Volkes, zumal der Germanen mit ihrer reichen Heldensage, nur daß sie nicht so fühlbar werden, weil neben dem deutschen Sagenzeitalter die Geschichtsschreibung der Griechen und Römer steht. Einen wesentlichen Fortschritt haben die Anschauungen über die Entwickelung der geschichtlichen Überlieferung durch Erdmannsdörffer erfahren (Preuß. Jahrb. XXV, 1869, S. 121 ff., 283 ff.). Er zeigte, daß zwischen der Sage und dem Beginne der Geschichtschreibung eine Übergangsperiode liege, die er treffend das Zeitalter der Novelle genannt hat. Diese Periode überliefert die großen Männer und ihre Namen und ihre Taten, aber noch ist der sagenbildende Trieb mächtig und um die Gestalten der Gewaltigen und ihrer Lieblinge webt sie ein schillerndes Kleid, wie es nie ein Geschichtschreiber aus wirklicher Überlieferung herstellen kann; sie webt es aus den Motiven des Märchens. Und so fest wird dies Gewebe, und so gut kleidet es die Helden, und so schwach

ist noch die historische Kritik und so wenig entwickelt ihre Mittel, daß die Geschichtschreiber solcher Perioden Dichtung nicht von Wahrheit zu unterscheiden wissen und die Gestalten so überliefern, wie sie durch diese Zutaten und Umwandlungen geformt waren. Erdmannsdörffer hat von der Geschichte des christlichen Westeuropas vornehmlich das 12. und 13. Jh., aus der griechischen das 7. und 6. vorchristliche als die Zeitalter der Novelle bezeichnet und an der Art ihrer Überlieferung die Eigentümlichkeiten dieses Überganges von Sage zu Geschichte erläutert. Natürlich aber liegt überall in der Entwickelung jeder selbständigen Geschichtschreibung ein solches „Zeitalter der Novelle" zwischen Sage und Geschichte. Das alte Testament, die „Geschichte" Israels, gibt alle drei Stufen der Entwickelung in ausgeprägten Beispielen. Vor allem ist aber Herodots Geschichtswerk voll von solchen novellistisch-historischen Traditionen, die durch seine Erzähler-Kunst und Erzähler-Freude die rechte Form gefunden haben. Unser Mittelalter gibt erstaunliche Parallelen zu ihnen. Ich stelle zwei Paare nebeneinander, zugleich die Überlieferungsart des Zeitalters der Novelle zu kennzeichnen, die wir schon an der oben S. 14 f. besprochenen Geschichte des Kyros kennen gelernt haben. Die Erzählungen von den sieben Weisen Griechenlands, und dem großen Lyderkönig Kroisos haben die hervorragendsten Persönlichkeiten des griechischen Kulturkreises im 6. Jh. vor Chr. — alle geschichtlich wohl bezeugte Männer, deren Wirken wir zum Teil wenigstens kennen und fassen — in historisch unmögliche Verhältnisse gebracht, in einen ebenso wenig denkbaren Kreis vereinigt und mit Legenden umsponnen, sodaß vor dem Bestreben Typen der Weltweisheit und Gegenbilder des wahren und eingebildeten Glückes zu schaffen, die geschichtliche Wahrheit fast bis auf die Namen verschwunden ist. Man könnte etwa den Sängerstreit auf der Wartburg vergleichen, der um den Landgrafen Hermann von Thüringen die berühmtesten Dichter der Zeit versammelt und ihnen eine aus Wolframs Parcival entlehnte Gestalt Klingsor von Ungerland, der mit dem Teufel im Bunde steht, zugesellt.

Gerade Dichter, die, starke Persönlichkeiten und Lieblinge des Volkes, weitherum gewandert waren und sich durch ihre Werke im Gedächtnis erhielten, sind allezeit, nun gar im Zeitalter der Novelle, Mittelpunkte der Sagenbildung geworden. Arion war ein Chordichter des 7. Jh.s vor Chr., sehr wenig Greifbares wissen wir von ihm, aber er ist einer der berühmtesten Dichter geworden durch die Legende, die den frommen Sänger von Seeräubern ins Meer

stürzen und ihn auf dem Rücken eines Delphins sänftlich ans Land tragen läßt und seine bösen Feinde der Strafe überliefert. Es hat sich eine Wandergeschichte [1]) an ihn geheftet, die sich die Pommern von einem menschenfreundlichen Kaufmann in einem phantastischen und erbaulichen Märchen erzählen (U. Jahn, Volksmärchen aus Pommern und Rügen Nr. 35). Arions Gegenstück aus dem christlichen Mittelalter ist Tannhäuser. Wer liest seine Gedichte, deren wir nicht wenige noch besitzen? Wer weiß von seinem Leben, von dem wir mehr wissen, als bloß daß er um die Mitte des 13. Jh.s gedichtet? Aber daß er im Venusberge gewesen, Vergebung vom Papst vergeblich erfleht und verzweifelt wieder zur Frau Venus zurückgekehrt sei, das ist's, was die Deutschen von ihm wissen, was sie schon seit dem 14. Jh. von ihm wußten: das Volkslied trug die Mär herum [2]). —

Wohlgeordnet vollzieht sich die Entwickelung von der geschichtslosen Urzeit zur Sage, von der Sage zur novellistischen Geschichte und schließlich krönt die reine Geschichte das Streben. Wir leben natürlich im Zeitalter der Geschichte, weit hinter uns liegen jene Vorstufen der Novelle und Sage und gar der Überlieferungslosigkeit. Das sind die Vorstellungen, in denen wir erzogen sind und mit denen wir uns zu beruhigen pflegen. Aber sind sie wirklich richtig? Ist wirklich die eine Entwickelungsphase beendet, wenn die andere beginnt? Lösen wirklich Sage, Novelle, Geschichte einander ab? Gibt's heute nicht mehr novellistische Geschichte? nicht mehr Sage? nicht mehr völlige Anhistoresie? Man braucht sich die Fragen nur zu stellen, um sie sofort zu beantworten. Selbstverständlich sind zunächst alle Vorstufen der Geschichte heute noch bei den Völkern ohne Kultur und auf geringen Kulturstufen vorhanden, und wurden und werden studiert. So lebt die Sage im Heldenliede noch heute bei den Serben (Archiv für slavische Philologie X, 1887, S. 352), bei den Karakirgisen (Radloff, Proben der Volksliteratur der nördlichen türkischen Stämme V, Petersburg 1885), bei den Atjeh auf Sumatra (Symons in Pauls Grundriß III [2] 614). Aber auch bei uns alten Kulturvölkern sind alle diese Vorstufen heute noch wie stets lebendig, alle nebeneinander, ja auch neben der sorgfältigsten und wissenschaftlich bis in's Kleinste begründeten Geschichtschreibung. Gar nichts wissen die meisten von der Geschichte ihres Dorfes, ihrer Stadt, auch von ihrer Familie

---

[1]) Vgl. Usener, Sintflutsagen, S. 183 ff.

[2]) K. Reuschel orientiert über die Tannhäuser-Sage N. Jahrb. für kl. Altertumsw. XIII, 1904, S. 653 ff. Vgl. Erk-Böhme Nr. 17, Bd. I, S. 39—51.

nichts, als was sie selbst gesehen. Was weiß denn nun gar das „Volk“ von des Volkes Vergangenheit? Man frage doch Handwerker und Bauern, ländliche Knechte oder städtische Dienstboten, frage auch die „Gebildeten“. Meist werden nur einige kümmerliche Reste aufgenötigten Schulkrams zum Vorschein kommen. Lebendige Überlieferung ist äußerst gering im Volk: von unseren großen Kriegen 1870, 1866 wissen ja wohl noch die meisten — aber ganz gewiß nicht alle mündigen Deutschen — auch von der Zerrissenheit Deutschlands, den vielen Geldsorten und Gewichten und Uniformen hört man wohl noch, auch von der Bedrückung in den Franzosenkriegen und von den russischen Befreiern, die in den Quartieren Seife und Talglichter auffraßen: das sind noch die Zeiten unserer Eltern und Großeltern. Aber schon die Erinnerung an's 18. Jh. ist äußerst dürftig. Nur ganz weniges hat sich in der Erinnerung des Volkes erhalten, und das sind Gestalten wie der alte Fritz, der alte Dessauer, Maria Theresia und Kaiser Joseph. Und nun gar die ältere Geschichte? . . . Betrachtet man diese Volksüberlieferung der Geschichte, gleichgültig ob jüngster Vergangenheit oder älterer, aber nicht die der Schule und der Bücher, sondern die im Volke lebendige, dann sieht man leicht: es ist nicht „Geschichte“ was das Volk sich von seiner Vergangenheit erzählt, auch von der jüngsten, sondern historische Novelle, was da umgeht von Mund zu Mund. Der „alte Fritz“ mit seinem Krückstock und seiner goldenen Tabaksdose ist und war in Preußen und weit über seine Grenzen eine Volksfigur, der Träger von ungezählten Geschichten, von denen kaum eine vor der historischen Kritik Stand hält, und er war es schon bei seinen Lebzeiten. Und steht es anders mit Blücher und Napoleon und Königin Luise? Und hat nicht selbst schon der „Kronprinz“, der Sieger von Königgrätz und Weißenburg und Wörth so manches von solcher Volksfigur, oder auch Bismarck, obgleich ich fast fürchte, daß er nie so recht Liebling des Volkes war und ist, trotz aller Bismarcktürme und Reden. — Wen das Volk liebt, von dem erzählt es sich, und unwillkürlich überträgt es auf ihn, was zu ihm zu passen scheint oder was ihn lieb und wert macht. Auch ist ja diese Neigung, geschichtliche Personen, ja lebendige und allbekannte mit einem Kranze von Anekdoten zu umgeben nicht auf's „Volk“ beschränkt, in allen Kreisen ist sie lebendig. Wie viele Geschichtchen von zerstreuten Gelehrten, die herrenlos umgehen, setzen sich plötzlich an hervorragende Zeitgenossen? Neander, Mommsen, Curtius waren und sind in Berlin die Namen, an die man dergleichen hängte. In

jedem Ort, in jedem Kreise sind es andere: die Geschichten aber sind immer etwa die gleichen.

Das „Zeitalter der Novelle" ist heute noch mitten unter uns. Der alte Fritz und alle die andern unterscheiden sich in nichts von Kroisos und Kyros und Arion — nur daß bei heutiger Aufklärung nicht gerade phantastische Züge sich anzusetzen pflegen. Aber auch das kommt heute noch vor. Es wäre da etwa an den seit 1890 verschollenen österreichischen Erzherzog Johann Nepomuk Salvator zu erinnern, der als Kapitän Orth Jahre und Jahre ungesehen auf den Meeren herumfahren soll; wer weiß, ob er sich nicht bei manchen Schiffern schon nach dem Vorbild des Claas Neerwinden, des fliegenden Holländers, entwickelt hat? Und gar in den Kreisen gläubiger Frömmigkeit bilden sich Wunderlegenden heute noch so wie vor 100 und 1000 Jahren und im grauen Altertum, Legenden, deren Motive sich immer wiederholen. So haben Ende Juli 1903 die Portugiesen die Seele Leos des XIII. im Abendstern leuchtend gen Himmel fahren sehen und das große Wunder fromm verehrt[1]), nicht anders wie die Römer die Himmelfahrt des C. Julius Caesar in einem Kometen erkannt hatten (Sueton D. Julius 88). Ist das noch historische Novelle oder ist's Sage? Sicher aber wird jeder als Sagen ansprechen die Geschichten, deren Träger zwar einen sichern Namen führt, aber in dieser Gestalt niemals existiert hat, wie der berühmte Freiherr von Münchhausen, oder der in meinen Studentenjahren so beliebte Baron Mikosch.

Es ist und bleibt volle Wahrheit, was die Grimms 1816 im tiefen Vorwort zu ihren „Deutschen Sagen" (I. S. VIII) gesagt: „Daher auch von dem was wirkliche Geschichte heißt (und einmal „hinter einem gewissen Kreis der Gegenwart und des von jedem „Geschlechte Durchlebten tritt), dem Volke eigentlich nichts zugebracht „werden kann, als was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt."

So ist heute noch unter uns lebendig und wirksam das Zeitalter der Novelle wie das Zeitalter der Sage, und die Geschichtslosigkeit ist auch noch nicht ausgestorben. Erst wer sich das recht klar gemacht, gewinnt Einblick in das Werden geschichtlicher Überlieferung, zugleich in das Werden der historischen Novelle und das

[1]) Gießener Anzeiger 1903 Nr. 176 vom 30. Juli unter „Lissabon 29. Juli" mit der Mitteilung, daß die Portugiesischen Zeitungen sich vergeblich bemühten, das Volk zu belehren, jener Stern sei der damals gerade besonders hell strahlende Abendstern.

Werden der Sage. Es gibt keine Grenzen zwischen ihnen, weil die Vorformen nicht absterben.

* * *

Jetzt können wir das vorher besprochene Beispiel vom Perserkönig Kyros besser verstehen und werten, das uns lehrte, wie Geschichte und Märchen-Novelle und Heldensage ineinander fluten. Ihm füge ich zwei Beispiele zu von Männern, die im hellen Lichte der Geschichte gestanden und doch so dicht von Märchen und Geschichten aller Art umrankt und überwuchert sind, daß die Bezeichnung dieser Überlieferungen als „historische Novelle" noch zu stark den historischen Kern betont und man sie lieber geradezu „Heldensage" nennt: die Beispiele Alexanders des Großen und Herzogs Ernst von Schwaben.

Alexander kennen wir von seiner erster Jugend an, kennen seinen Vater Philippos bis ins Persönlichste, seine Mutter Olympias, seine Ahnen, kennen die Verhältnisse am Hofe, seinen Erzieher Aristoteles, seine Umgebung, und von seiner Thronbesteigung (336) an und gar dem Augenblick, wo er den wunderbaren Kriegszug nach Asien antrat (334), ist täglich von seinen Hofbeamten über sein Tun und Lassen Buch geführt (und diese Ephemeriden blieben erhalten und sind von Historikern benutzt worden), unzählige Urkunden und Briefe hat er unterzeichnet, viele sind öffentlich aufgestellt worden, seine Münzen und Porträts besitzen wir, seine Hofhistoriographen haben bei seinen Lebzeiten, eine Reihe von Männern aus seiner nächsten Umgebung bald nach seinem Tode über ihn geschrieben — aber trotz alledem ist Alexander der Geschichte entrückt, so früh (längst vor seinem Tode [323] hat's begonnen) und so sehr, daß bald nach seinem Ableben sich sein Bild völlig aufzulösen schien und diese Gefahr einem Manne wie seinem General Ptolemaios die Feder in die Hand drückte. Vergeblich, der große Alexander ist eine der schwierigsten Probleme der Geschichtsforschung geblieben; triumphiert aber hat die Sage. Sie hat den herrlichen König, den Vollender unerhörter Taten, den nie besiegten Sieger unzähliger Schlachten, den Eröffner neuer Welten, hingestorben in blühender Jugend mitten im Tatensturm, sie hat ihn zu ihrem Helden erhoben und ausgeschmückt mit allem Erhabenen und Geheimnisvollen und Phantastischen. Schon während seiner Unterwerfung Ägyptens 332 kam die wie es scheint von ihm selbst aus politischen Gründen unterstützte Sage auf, er sei göttlichen Ursprungs, ein Sohn des Zeus Ammon, der in der Wüste westlich von Ägypten

thronte. Der Glanz seiner Taten und seiner weithin wirkenden genialen mächtigen Persönlichkeit erweckten die Überzeugung seines Übermenschentums, und den Orientalen, in deren Bewußtsein der Gott und der König als Gottes Stellvertreter kaum oder nicht getrennt waren, mußte die Göttlichkeit ihres neuen Herrn selbstverständlich sein. Doch dachten auch die Griechen nicht anders: hatten sie doch 80 Jahre früher den Spartiaten Lysimachos auf der Höhe seiner Macht mit göttlichen Ehren gefeiert, und gaben sie doch ihrem 347 verstorbenen Platon statt seines wohlbekannten Vaters Ariston den Gott Apollon zum Vater. Die über menschliche Maße und Begriffe hinausragende, wie auch immer sich betätigende Macht einer großen Persönlichkeit hat das ganze Altertum, das orientalische wie das griechische, stets in frommen Glauben als unmittelbare, vom Volke körperlich gedachte Wirkung der Gottheit betrachtet: Göttersöhne sind sie ihnen alle. Und so ist Alexanders Geburtssage sehr früh geformt und gefestet worden. Später hat sie sich dann phantastisch märchenhaft ausgestaltet. In der Geschichte vom ägyptischen Zauberer Nectanebo z. B. hat sie sich niedergeschlagen. Das ist ägyptische Sage: sie macht den Befreier vom persischen Joche zum Ägypter. Die Perser haben ihrerseits Alexander zum Abkömmling ihres legitimen Königs gemacht, des Dareios. Es ist das eben ein charakteristischer Zug aller Eroberersagen: seine Eroberung wird legitimiert durch die Erfindung eines Rechtsanspruchs, am liebsten auf Grund einer fingierten Blutsverwandtschaft oder Verschwägerung mit dem alten Herrschergeschlecht. Sicherlich auch schon bei Lebzeiten Alexanders sind eine Menge Geschichten von seinen Heldentaten, seiner Großherzigkeit und seinen Fahrten in die unbekannten Fernen des Orients umgegangen, teils frei erfunden, teils ausgeschmückt: Novellen-, Märchen-, Sagen-Motive setzten sich an ihn noch viel leichter als an jeden großen Menschen an, weil er den Griechen die Wege in unbekannte Gegenden bahnte, deren Ruf nur etwa durch phantastische Sagen und Reiseabenteuer bislang an ihr Ohr leise geklungen hatte. Je weiter sich nun diese Volksüberlieferung des großen Welteroberers von seinem Zeitalter entfernte, desto mehr verblaßten die geschichtlichen Züge, desto üppiger wucherten die ihr früh aufgepfropften Reiser der Novelle, des Märchens, und desto plastischer wurden seine Kriegstaten zu persönlichen Heldenkämpfen ausgearbeitet. Im Zweikampf wie die alten Helden hat er den Inderkönig Poros besiegt; er selbst geht als sein eigener Gesandter und Späher unerkannt ins Lager des Feindes;

Alexander unterwirft die Amazonen, kämpft mit ungeheuren Riesen, er kommt zu den goldenen Säulen des Herakles, zu den singenden Bäumen des Mondes und der Sonne, zu redenden Vögeln, er gelangt in die Gefilde der Seligen, fährt hinab in die tiefsten Tiefen des Meeres und hinauf in die Lüfte.

Die Alexandersage liegt uns in Prosafassungen vor, die im 3. und 4. Jh. n. Chr. ihren Abschluß erreicht haben. Man nennt sie Romane; es sind Volksbücher, die den allmählich erwachsenen Stoff zusammengefaßt haben. Eine durchgreifende Gestaltung durch eine starke künstlerische Persönlichkeit haben sie nicht erfahren. Zum Heldenepos sind sie im Altertum nicht gestaltet. Die Literatur war schon alt und vornehm und gelehrt geworden, als Alexander in die Weltgeschichte trat, und schon 400 Jahre und mehr lag die Zeit zurück, als Dichter die Überlieferung des Volkes im Heldensang gestalteten. Der verderbliche, damals in der griechischen Kultur schon entstandene und geweitete Riß zwischen den gebildeten literarischen Kreisen und dem ungebildeten Volke verhinderte vollends die poetische Gestaltung der Alexandersage. Sie ging volkstümlich in Erzählungen von Mund zu Mund, auch wohl in verachteten Volksbüchern durch die Lande, fröhlich schwelgend in dem, was dem Volke lieb war; und gleichzeitig neben ihr lief, ohne sich mit diesem prächtigen, rauschenden Strome zu mischen, in künstlichen Kanälen die historische, rhetorische, panegyrisch-poetische Alexanderüberlieferung.

Anders steht es mit Herzog Ernst von Schwaben. Sein Leben, 1030 beschlossen, fällt noch in eine Zeit einfacher Verkehrsverhältnisse und einheitlicher Bildung, wo der Spielmann die Kunde herumbot von den großen und kleinen Geschehnissen, und er dem Volke der Träger und Gestalter seiner Überlieferung war in des Volkes Sinne. Herzog Ernst ist nicht nur der Held einer Sage geworden, diese Sage ist in Heldenliedern gesungen und wir haben noch mehrere. In Liedern des 11. und 12. Jh.s liegt sie vor und in zwei großen mittelhochdeutschen Gedichten des 13. Jh.s, sie ist in Bänkelsängerliedern und Volksromanen unendlich oft bis ins 19. Jh. gefeiert — also eine Sage von einer Volkstümlichkeit, wie es je eine gegeben hat. Ihre Analyse und Wertung verdanken wir Ludwig Uhland, der am 22. XI. 1832 in seiner Inauguralrede als Professor der Universität Tübingen diese an Sicherheit und zwingender Beweiskraft einzig dastehende Untersuchung mit unvergleichlicher Klarheit und mit dem warmen Empfinden der lebendigen Kraft der Sage und ihrer dichterischen Schönheit vorgetragen hat.

Auflehnung und Kampf des Herzogs Ernst wider Kaiser Otto, seinen Stiefvater, Versöhnung und glückliches Ende, das ist der Inhalt. Zu Ernst hält außer seinem unzertrennlich treuen Freunde Werner seine Mutter Adelheid, in zweiter Ehe des Kaisers Otto Gattin. Sein Feind ist Pfalzgraf Heinrich, des Kaisers Blutsverwandter und Vertrauter. Durch Verleumdungen erlangt dieser vom Kaiser die Zustimmung, Ernst zu bekriegen. Doch der erwehrt sich seiner und dringt in kühnem Überfall mit seinem Freunde selbdritt in die Pfalz und erschlägt dort seinen Feind Heinrich an des Kaisers Seite. Geächtet kämpft er lange und tapfer um seine Stadt Regensburg. Schließlich weicht er und fährt mit Werner zum heiligen Grabe. Schiffbruch und phantastische Reiseabenteuer: Volk mit Kranichhälsen, Magnetberg, Greife, Arimaspen, Pygmäen, Fahrt durch den Karfunkelberg, Babylon. Endlich Rückkehr. Am Christmorgen wirft sich Ernst im Dom zu Bamberg dem Kaiser zu Füßen und erlangt durch Fürbitte seiner Mutter Verzeihung.

Zwei einander fremde Bestandteile zeigen sich sogleich: deutscher Fürstenzwist ist mit Reise-Märchen verbunden, die teils aus der Antike durch gelehrte geistliche Vermittelung, teils aus orientalischen Sagen, wie Sindbads Abenteuern in 1001 Nacht, entlehnt sind. Der deutsche Bestand aber ist zusammengewirrt aus wohlbekannten Gestalten des sächsischen und fränkischen Königshauses, die in Wahrheit durch mehr als ein Jahrhundert hin verteilt sind. Uhland hat die Analyse restlos geführt und aufgezeigt, wie die sich immer wiederholenden, aus dem Wahlkönigtum und dem notwendigen Streben nach Hausmacht erwachsenden Zwistigkeiten und Kämpfe der deutschen Könige im eigenen Hause in dem Liede von Herzog Ernst zu einem großen, allgemein gültigen typischen Bilde zusammengefaßt sind, das trotz der Verwirrung der einzelnen geschichtlichen Ereignisse und Namen ein zutreffendes Bild dieser Verhältnisse gibt, ein Bild von höherer Wahrheit, als die Urkunden und Chroniken und Historiker es können: denn Dichter haben es geformt. Die ergreifende Versöhnungsszene am Christmorgen im Dom ist schon von der Nonne Hroswitha von Gandersheim um 980 in lateinischen Versen erzählt worden. So hatte Kaiser Otto I. im Jahre 941 seinem Bruder Heinrich verziehen, der zweimal sich gegen ihn aufgelehnt, fortan aber als Bayernherzog seine treueste Stütze wurde. Doch der richtige Name seiner Mutter Mathilde ist in der Sage durch die der zweiten Gattin Ottos Adelheid ersetzt. Denn sie, die burgundische Königstochter, die als junge Witwe des Königs von

Italien Otto zu ihrem Schutze herbeigerufen, hatte durch ihre Schönheit und ihre wunderbaren Schicksale sich dem Volke tiefer eingeprägt. Umso leichter wurde noch der Namenstausch, als auch ihr Stiefsohn Liutolf Herzog von Schwaben 953 gegen Otto sich aufgelehnt hat und sein Schicksal von der Volksüberlieferung festgehalten wurde: seine Achterklärung und seine Kämpfe um Regensburg nicht nur, auch sein Haß wider des Kaisers Vertrauten und seinen Feind Heinrich, dem einstigen Empörer; gleich ihm hat dann auch Liutolf schließlich Verzeihung gefunden. Den Namen aber gab dem Helden dieser Sage erst Herzog Ernst von Schwaben, wieder Stiefsohn eines deutschen Königs, Konrad des II. des Saliers, durch die zweite Ehe seiner Mutter Giesela. Auch er lehnte sich auf (1025), auch er fand Verzeihung durch Fürbitte seiner Mutter, aber er schlug die Gnade aus, weil sie nur um den Preis seiner Treue feil war: Werner von Kiburg seinen einzig Getreuen sollte er ausliefern. Er trotzte Reichsacht und Kirchenbann mit dem Freunde zusammen um der Freundschaft willen. 1030 fielen sie beide im verzweiflungsvollen Kampfe gegen die Übermacht. Die Freundestreue bis in den Tod hat Herzog Ernst die Liebe des deutschen Volkes und dauernden Ruhm erworben. Aber Kinder und Volk verlangen Lohn für die Guttat, Strafe dem Frevler. So im Märchen, so in der Sage, d. h. in der dem eigenen Empfinden und Interesse gemäß umgeformten Überlieferung der Geschichte. So wich die grausame Schicksalshärte, die Ernst erfahren, in der Erinnerung dem versöhnenden Schlusse, die der Held, der gute, schöne, tapfere verdiente; auch war schon diese Versöhnungsszene 50 Jahre vor Ernstens Tod fest gestaltet, und auch Liutolfs Geschick war nicht vergessen. So ist vom unglücklichen Liebling des Volkes fast nur sein Name und seine Freundestreue in das Lied vom deutschen Fürstenzwist übergegangen.

Die Sage von Herzog Ernst ist selbst neben der Alexandersage höchst lehrreich und einzig geeignet, das Verständnis für das Werden, Umwandeln, Wachsen und Abrunden der Sage überhaupt zu eröffnen, weil eben dies bei ihr an der Hand historischer Tatsachen und unabhängiger Überlieferungen bis in kleine Züge hinein erfolgtund festgestellt werden kann. Mit vollem Bewußtsein dieses ihres Musterwertes hat Uhland sie erwählt, aber leider war die Wirkung[1]) nicht groß.

[1]) Hervorheben möchte ich die musterhafte Analyse der byzantinischen Belisar-Sage von Heisenberg auf der 47. Philologen-Versammlung in Halle 1903 (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1903, Nr. 268).

Das wichtigste wohl und ein unbestreitbares Ergebnis dieser Betrachtung ist dieses: beide Sagen, folglich also auch alle die vielen gleichartigen, sind Überlieferungen geschichtlicher Personen und Ereignisse; freilich nicht „geschichtliche Überlieferungen" in wissenschaftlichem Sinne, sondern volksmäßig sind sie ausgestaltet und umgeformt und zwar der Art, daß das Interesse für die Person des Helden alles andere überwiegt und bestimmt. Gedenken wir nun der vorherigen Darlegungen, so erkennen wir dies Ergebnis auch deshalb an, weil wir die hier in klare Bilder gefaßten Erscheinungen schon in der heute im Volk lebenden Überlieferung erkannt hatten: nicht die Geschichte seiner Vergangenheit in allgemeiner Vorstellung bewahrt das Volk, sondern Lieblinge erkiest es sich, von ihnen erzählt es Wahres und Unwahres, aber nur was geeignet ist, sie so darzustellen, wie es sie sich wünscht, wie es sie lieben mag. Es unterscheidet sich also diese Heldensage[1]) nicht von der „historischen Novelle", sondern sie ist selbst nichts anderes als novellisierte Geschichte, hängt ebenso wie diese alle möglichen Motive und Märchen an den Erwählten und überträgt auf ihn auch von anderen Personen und anderen Schicksalen, was zu ihm paßt, ihn erhöht und interessant macht. Vom Märchen aber trennt sich Sage und historische Novelle trotz häufigster Berührung, ja Gleichheit in manchen Zügen durch den einen tiefgreifenden Unterschied: das Märchen wird um seiner selbst willen erzählt, die Sage entsteht um des geschichtlichen Ereignisses und des Helden willen; dies Interesse verbreitet die Kunde und hält sie fest und schmückt sie und sammelt auf den Helden Großes, Schönes und Schreckliches und schafft so die Sage. Dieses Umbilden und Ausgestalten einer geschichtlichen Persönlichkeit und

---

[1]) Es gibt freilich auch Sagen, deren Helden nicht Menschen waren, sondern fingierte Ahnherren und Götter. Aber stets sind auch diese m. E. Repräsentanten ihres Stammes und spiegeln dessen Taten und Leiden in ihren Schicksalen wieder. So viele der griechischen Sagen, auch wohl der jüdischen. Sie sind also, auch wenn sie einige Züge vom Göttermythus in sich aufgenommen haben sollten, dennoch volkstümlich gestaltete Geschichte, oder wenigstens steckt solche in ihnen. Vgl. unten S. 38.

Auch ätiologische Fabeln sind nicht selten in der Heldensage, aber sie sondern sich leicht ab, und irgend etwas Historisches steckt auch in ihnen wohl stets. Gunkel in Nowacks Handkommentar zum Alten Testament I. 1. S. XXIII gibt eine treffende Auseinandersetzung über Mythus und Sage. Er gruppiert die ätiologischen Sagen passend als ethnologische (z. B. warum sitzen Lots Söhne im unwirtlichen Osten?), etymologische (z. B. Name der Langobarden), Cultsagen (z. B. Opferung Isaaks oder Iphigeniens).

seines Schicksals führt aber Schritt vor Schritt zur Verdunkelung ebendieser Ereignisse und Persönlichkeiten, die die Teilnahme so sehr erregt hatten, daß um sie die Sagenbildung begann. Doppelt wird das teure Bild bedroht: einmal durch das Ansetzen von Märchen oft phantastischer Art, die es schließlich auch wohl ganz verdecken können, das andre Mal durch die Ausgestaltung des individuellen Helden zum Heldenideal, wie ihn das Volk gerade sich denkt. Beide Richtungen sind stets in jeder Volksüberlieferung tätig, in den Sagen von Alexander und Herzog Ernst sehen wir ihre Wirkungen klar vor Augen. Starke Recken sind beide geworden von unbesiegbarer Armesstärke und ritterlicher Gewandtheit, unerschütterlich ist ihr Mut, unbegrenzt ihre Kühnheit; so grimmig und furchtbar sie im Zorn gegen ihre Feinde sind, so milde, edel, hochherzig sind sie gegen die Freunde, die Unterlegenen und die Geringen. Ebenso werden die andern Gestalten zu Typen verallgemeinert: der große strenge Kaiser, die sanfte fromme fürbittende Mutter, der treue Freund, der böse Neidhart und Verleumder.

So wird allmählich die Sage dem Märchen ähnlich, auch darin, daß sie schließlich nicht mehr um des Helden willen weiterklingt, der vergessen ist, trotzdem sein Name lebt, sondern um der schönen Geschichte willen, die aus seinem wirklichen Schicksal herausgebildet ist. Und so mag es denn auch wohl geschehen, daß sich von der Sage ein ihr eigentümlicher, aus einem wirklichen Geschehnis typisch ausgebildeter Zug ablöst und nun namenlos als Schwank, Novelle, Märchen durch die Lande fliegt, um dann auch wohl wieder einmal an eine andere geschichtliche Gestalt als fremdes Motiv angesetzt zu werden. In Wechselbeziehung stehen Sage und Märchen.

* * *

Aber wer ist's denn, der die Ueberlieferung eines Lieblingshelden des Volkes so gestaltet, daß die Sage nun auch dem Volke wert und lieb bleibt, auch wenn der Held selbst vergessen wird und die Verhältnisse, unter denen er gelebt, gesiegt, gelitten hat, längst verstorben und untergegangen sind? Ich habe bisher nur vom „Volke" gesprochen und es scheint mir in der Tat gewiß, daß weite Kreise des Volkes die Wahl des Helden und die Richtung für die Formung seines Bildes wie seiner Schicksale stets gegeben haben, wie sie es heute noch tun.

Aber einzelne Individuen müssen es doch stets gewesen sein, die des Volkes Sinn und Wunsch mitfühlend darzustellen wußten, mit starker Hand aus seiner Seele heraus die Heldengestalten formten

und schufen. Viele sind daran tätig: sie runden die ihnen überkommene Geschichte ab, formen sie um, erzählen sie hübscher weiter. Sie bleiben unbekannt und haben oft auch kein anderes Bewußtsein, als das weiterzugeben, was sie empfangen, wie heute noch die „Historienerzähler" in Pommern, die Ulrich Jahn aus eigner Anschauung in der Vorrede seiner Sammlung von Volksmärchen aus Pommern und Rügen 1891 schildert, oder die russischen Bylina-Sänger am Onega-See, von denen Hilferdings[1]) 1872 lernte.

Dichter aber sind sie doch öfter als es scheint, und deutlich nehmen wir die Dichterhand wahr in großen Sagen. Aber in dieser Überlieferung gilt der Dichter nichts, gilt nur sein Werk, und jeder benutzt ohne Bedenken das Werk seines Vorgängers, es bessernd oder verschlechternd, je nach seinem Können und Geschmack. Wer den „Alexander-Roman" zurechtgerückt, wissen wir, trotzdem dies in literarisch wohlbekannter Zeit geschehen, eben so wenig, wie wir die Sänger der Lieder von Herzog Ernst, des Nibelungenliedes und der Ilias kennen. Aber Dichter waren es, leibhaftige Individuen und *ihr* Werk ist es, das fortlebt. Und so kann es denn nicht ausbleiben, daß je länger ein Stoff beliebt bleibt, er desto freier gestaltet wird, und desto mehr der Dichter hervortritt. Der Dichter wählt aus, rückt zusammen, fügt anderes ein, er motiviert vor allem und um zu motivieren erfindet er neue Züge, die Nachfolger weiter ausbilden und auch wohl gelegentlich mit mehr Liebe behandeln, als die ursprünglichen historischen Teile. So ist denn *Sage die dichterisch ausgestaltete volkstümliche Überlieferung von Menschen und Ereignissen, die das Interesse des Volkes erregt hatten.*

* * *

Jetzt sind wir vorbereitet, auch die *älteren Heldensagen* zu betrachten, und mit sicheren Mitteln ausgerüstet, sie zu beurteilen. Üerall treten uns in ihr feste Namen entgegen für die Träger der Handlung und, so vielfach sie auch über weite Länder hin und her geschoben werden, gewisse Ortsnamen haften ebenso fest bis in späteste Überlieferung. Der große Ostgotenkönig Theoderich, der 493 nach Besiegung Odoakers Italien eroberte, lebt in vielen Sagen fort, auch in manche fremde Sagenkreise ist er aufgenommen (so groß war sein Ruhm) und wunderbare Phantastik hat sich um

[1]) Wilh. Wollner, Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen. Leipzig, Diss. 1879.

ihn geschlungen, so dicht, daß schließlich die geschichtliche Persönlichkeit fast ganz verschwindet. Dennoch hat er seinen Namen stets behalten, und sogar der Name seiner Hauptstadt Verona ist ihm geblieben: Dieterich von Berne. — Das Nibelungenlied hat nach fast 800 Jahren, obgleich es sein Interesse auf Siegfried gewendet und frei den Stoff umgestaltet hat, dennoch die geschichtliche Tatsache der Vernichtung des Burgunderreiches um Worms durch die Hunnen im Jahre 435, wenn auch verdunkelt, bewahrt, und weder die Stadt Worms vergessen noch die Namen der Könige Günther und Giselher, die in dem späteren, aber noch vor 516 erlassenen Burgundischen Gesetze vom König Gundobald unter seinen Vorfahren genannt werden [1]). — Im Norden Rußlands am Onegasee sind 1859—1872 Heldenlieder (Bylina) aufgezeichnet, leben auch heute wohl noch, die als Schauplatz der Taten das weit entfernte Kiew kennen und auf Ereignisse, politische und kulturelle Verhältnisse des 12. Jh.s zurückweisen [2]). — Nicht anders die Ilias: in Wahrheit haben Kämpfe um Ilion getobt, in Wahrheit ist Ilion zerstört worden in demselben Zeitalter, als es ein goldreiches Mykenai gab, dessen mächtiger König Agamemnon im Liede die Angreifer gegen Ilion führt. Die Trümmer beider Städte bescheint heute wieder das Sonnenlicht dank Schliemanns Energie und Dörpfelds Scharfsinn. Nie wechselt die Überlieferung die Stätte des troischen Krieges und die Namen seiner Helden bleiben dieselben. — Andere heroische Epen erzählten viel von dem Kriege der Sieben wider Theben und wußten von Thebens Zerstörung durch die Epigonen. Keine Überlieferung reicht hinauf in dies hohe Altertum: aber die Tatsache schweren Kampfes und schlimmer Vernichtung um Theben ist eben durch die nie wankende Festigkeit dieser Überlieferung gewährleistet. Und fest wie der Name Thebens sind auch die Namen seiner Helden.

Das zähe Haften bestimmter Orts- und Personennamen ist das eigentümliche Merkmal der Heldensage. Diese Erscheinung ist bei allen die gleiche; sie muß auf gleiche Weise bei allen erklärt werden, sofern ihre Bedingungen die gleichen sind. Allgemein gültig kann nur diejenige sein, die den historisch kontrollierbaren Heldensagen eben diese historische Kontrolle aufzwingt. Sie ist gegeben: die Namen und Tatsachen sind so unvertilgbar zähe, weil sie geschichtlich sind. Natürlich gilt das nur für die Hauptpersonen und die entscheidenden Großtaten. An einen geschichtlichen Kern jeder rechten

---

[1]) Lachmann, Rhein. Museum 1829, III, 436 ff.

[2]) s. S. 124, Anmerkung 1.

Heldensage ist nicht zu zweifeln. Aber wie weit der Kreis der Geschichtlichkeit in der Heldensage zu ziehen sei, das ist nun die große schwierige und viel umstrittene Frage. Es ist hier nicht der Ort, sie eingehend zu erörtern. Einige Fingerzeige sind aber auch hier angebracht, weil sie das Wesen und Wachsen der Sage und ihr Verhältnis zum Märchen und zum Mythus beleuchten.

Je länger die Sage lebt, je weiter sie sich von der Zeit und von dem Schauplatz des historischen Geschehnisses entfernt, desto mehr tritt in ihr die Erinnerung an die geschichtlichen Ereignisse, Verhältnisse, Personen zurück, desto leichter werden die wenigen berühmten Helden zu einander in Beziehung gesetzt, da nicht mehr genaue Kenntnis die Verwirrung hindert, desto freier wird der überkommene Stoff vom Dichter behandelt, desto mehr dringt das Typische, Poetische vor und modernere Anschauung ein.

Die Sage von Herzog Ernst lehrt am sichersten. Kaiser Otto hat seinem aufrührerischen Bruder Heinrich verziehen auf Fürsprache seiner Mutter Mathilde; im Liede heißt der Aufrührer Ernst, der in Wahrheit 100 Jahre später lebte und König Konrad des II. Stiefsohn war, und den Namen Adelheid gab der Sage Kaiser Ottos zweite Gattin; um Regensburg hat Ottos Sohn Liutolf, nicht Ernst, gekämpft und sein Feind war Heinrich: die Namen und Ereignisse dreier über 100 Jahre auseinanderliegenden Fehden sind zu einem einzigen Bilde zusammengeschweißt. — 493 hat Dieterich von Bern Italien erobert und bis 526 geherrscht: die Sage läßt ihn am Hofe des alten Hunnenkönigs Etzel weilen und von da aus gen Italien ziehen, obwohl dieser schon 453 gestorben war. 435 sind die Burgunder um Worms von den Hunnen vernichtet, aber das Lied läßt sie mit Dieterich von Bern zusammentreffen. — Ähnlich ists, wenn in der Ilias neben Achill, Aias, Menelaos, Hektor, Paris fremde und jüngere Sagenhelden erscheinen, wie Nestor, Antilochos, Glaukos, oder gar der Heraklide Tlepolemos von Rhodos und der Athener Menestheus. Dieselbe Erscheinung beobachteten wir an der „historischen Novelle", die ebenso unbekümmert um die geschichtliche Wahrheit und Möglichkeit ihre Lieblinge neben einander und zu einander in Beziehung setzt. So der Sängerkrieg auf der Wartburg, so die Novellen von den sieben Weisen Griechenlands, die diese zu einem Mahl vereinigen oder sie neben Kroisos den Lyderkönig stellen. Wie natürlich diese harmlose Behandlung der Geschichte ist, zeigt ein köstlich Beispiel, das mir Dr. Fritzsche-Gießen aus eigner Beobachtung mitteilte. Er hörte 1892 in einer Berliner

Weißbierkneipe sich Droschkenkutscher über die Königin Luise unterhalten und die Frage erörtern, wessen Gemahlin sie gewesen sei. Hin und her ist geraten worden, das Richtige wußte Niemand, bald aber hat man sich geeinigt: „sie war dem ollen Fritzen seine Frau.“ Die beiden Lieblinge des Volkes, die einzigen älteren Mitglieder der Königsfamilie, die es wirklich kennt, weil sie in seinem Herzen leben, sie gehören natürlich zusammen: der beste König hat auch die beste Königin gehabt.

Eine andere auffällige Erscheinung der Sage ist das stetige Zurückweichen des geschichtlichen Kerns. Auch darüber haben uns schon die geschichtlich kontrollierbaren Sagen von Herzog Ernst und Alexander dem Großen belehrt. Nicht anders die Nibelungensage: die Vernichtung der Burgunden durch die Hunnen ist festgehalten, aber in den Hintergrund gedrängt durch die poetische Motivierung, die mit Hilfe der ihr fremden Siegfriedsage wie es scheint schon im 9. Jh. erreicht war, da sie beide schon verbunden am Ende desselben nach Island gebracht worden sind [1]). Es ist wahrlich nicht unbegreiflich, zumal wenn man den eifrig gehüteten Heldenruhm der Burgunden bedenkt, wie dann weiter eben dieser poetischen Motivierung durch Krimhildens Rache zu Liebe das historische Verhältnis geradezu umgekehrt werden konnte und die Burgunden durch sie an Etzels Hof gelockt, dort statt in Worms durch die List ihrer Schwester, statt durch die Übermacht des alles niederwerfenden Hunnensturmes ihr Schicksal vollenden mußten, das die Geschichte ihnen gegeben. — Ebenso ist im Liede vom „Strît vor Rabene“ die Erinnerung an das große geschichtliche Ereignis der Gründung des italischen Ostgotenreiches durch Theoderich nur noch durch seinen Sieg bei Ravenna im Jahre 493 lebendig, deren Ortsbezeichnung sogar festgehalten ist, obgleich der Besiegte Odoaker durch den sagenberühmteren Ermanrich verdrängt ist; aber diese Schlacht selbst steht an Interesse weit zurück hinter dem rein poetischen Motive, das das Lied beherrscht und ihm die künstlerische Geschlossenheit gibt, dem Motive von den jungen Söhnen Etzels, die unter Dieterichs Schutze mit ihm ziehen, von ihrem Tode und der Versöhnung ihrer Eltern mit dem schuldlosen siegreichen Dieterich, der sein eigen Leben zur Sühne bietet. — Die Ilias feiert nicht die Eroberung Ilions, das geschichtlich Bedeutsame, sondern die Kämpfe um diese Veste und

---

[1]) Vgl. auch den Aufsatz von Georg Siefert „Wer war Siegfried?“ in der Beilage zur (Münchener) Allgemeinen Zeitung 1905, Nr. 32/33.

um das Schiffslager der Achäer. Überall im einzelnen wie im ganzen drängt das Poetische, das allgemein Menschliche vor. Die endliche Niederlage der Troer, die durchaus die Anlage des Gemäldes und die Stimmung beherrscht, soll motiviert werden: deshalb der Raub der Helena und der Bruch des Gastrechts, deshalb der Schuß des Pandaros und der Bruch der Eide, deshalb der Betrug Poseidons durch Laomedon, deshalb das Urteil des Paris; andrerseits nimmt die Motivierung des Sieges der Troer und ihrer Zurückwerfung einen breiten Raum ein durch den Groll Achills, den vergeblich in schwerer Not eine Gesandtschaft zu besänftigen sucht und erst des Patroklos Tod aufhebt. Hektors Abschied, die Klage um seinen Tod, die Lösung seiner Leiche, die Bestattung des Patroklos, die Waffenschmiedung, Herrlichkeit über Herrlichkeit, aber freie Dichtererfindung, die die geschichtliche Kunde wandelt, verdeckt und verschönt wie Epheu und Rosengeschlinge das alte Gemäuer einer verfallenen Burg.

So wird die Sage ausgestaltet durch den immer mehr hervortretenden Drang, den Sagenstoff poetisch frei zu formen, durch Motivierung der geschichtlichen Geschehnisse und Steigerung der einstigen geschichtlichen Persönlichkeiten zu Typen. Noch mehr aber geschieht das, ja sie wird gelegentlich ganz umgestaltet durch das Anwuchern fremder, freischwebender Motive der Novelle und des Märchens. Wir haben diese Erscheinung kennen und werten gelernt an geschichtlichen Figuren bis in die jüngste Zeit und an historisch kontrollierbarer Sage. Sie muß sich also ebenso an der älteren Sage nachweisen lassen. In der Tat ist das möglich. An manchen Sagen, die wir in mehreren Formen kennen, läßt sich zeigen, wie der Held allmählich immer höher über das Gemeinmenschliche hinausgehoben wird. In der Ilias ist Achill ursprünglich nur der gewaltige Kämpe, nicht anders wie die andern, nur stärker, kühner. In einem jüngeren Teil wird er schon mit Waffen ausgestattet, die der Gott Hephaistos selbst geschaffen, undurchdringlich natürlich für Menschenspeere. Auch das genügte nicht mehr: spätere Sage hat ihn unverwundbar gemacht, aber, da er ja doch gefallen war, im Kampfe von Paris und Apoll getroffen, so mußte eine Stelle bleiben, an der er sterblich war. Ebenso ist's Siegfried ergangen: seine Unverwundbarkeit durch Bad im Drachenblut ist nur eine Steigerung seiner Heldenherrlichkeit ins Wunderbare, und auch er mußte ein Fleckchen haben, an dem er sterblich blieb, weil eben sein Tod feststand. Ähnlich Meleager: Homer kennt ihn nur

als Helden wie jeden andern, später oder in anderem Kreise ist er durch das Märchenmotiv vom „verborgenen Leben" interessanter gemacht, unverwundbar für alle, zu töten nur von dem, der das Geheimnis wußte und das Scheit vernichtete, an dem sein Leben hing[1]). Die Jugendgeschichte des Helden ist's gerade besonders, wie in diesen drei Fällen, die dem Märchen anheimfällt. Natürlich. Denn von des Mannes Taten singt das Heldenlied, von Sieg und Tod. Erst der so begründete Ruhm legt das Verlangen nahe, über das Werden des Helden zu erfahren. Der Sänger muß seine Hörer befriedigen: er erfindet, was er nicht weiß, die freischwebende Masse der Märchen gibt den Stoff. Achills Lehrjahre beim Kentauren Chiron hat an Jason (Hesiod fg. 19 Rz.2) eine Dublette und ähnliches erzählte man von Herakles. Siegfrieds Vorgeschichte ist parallel.

Eines der beliebtesten, in vielen Sagen vieler Völker wiederkehrende Motiv ist das aus der Geschichte von Joseph und Potiphar am weitesten bekannt gewordene von der vergeblichen Versuchung des reinen Jünglings durch das Weib seines Gastfreundes oder Herren und ihrer Rache durch die Lüge, er habe sie vergewaltigen wollen. Wir finden es wieder in den Sagen von Bellerophon und Anteia oder Stheneboia, von Peleus und Astydameia, von Hippolyt und Phaedra, wo es auf die Stiefmutter des Helden übertragen ist, und so spielt es im Märchen aller Herren Länder eine nicht geringe Rolle: Panzer, Hilde-Gudrun S. 256 hat einige für das Goldener-Hans-Märchen zusammengestellt.

Die böse Stiefmutter, ein Lieblingsmotiv des Märchens, begegnet in der Sage von Phrixos und Helle. Und in den Sagen von Jason, der von König Pelias geschickt wird, das scharf behütete goldene Vließ zu holen, von Bellerophon, den König Jobates in die gefährlichsten Abenteuer schickt, von Herakles, dem Eurystheus immer schwerere Aufgaben stellt, erkennen wir leicht das beliebte Märchenmotiv vom bösen Herrn, der den jungen Helden heimtückisch verderben will, ohne sich doch selbst mit seinem Blute zu beflecken.

Gerade auch phantastische wunderbare Züge sind es, die die Sage ihren Helden hinzufügt, eben weil sie sie liebt und sie immer höher steigert, in übernatürlicher Weise ausstattet und schließlich alles leisten läßt, was je ein Held Großes getan. Da ist das Wunderroß, das kein sterblich Wesen ereilen kann. Die Gestalten der Ilias

[1]) Vgl. F. Kauffmann, Balder, Texte und Untersuchungen I, Straßburg 1902, S. 164 ff.

waren zu früh gefestet, als daß derartiges größeren Einfluß auf die Sagenbildung hätte gewinnen können; doch fehlen die göttlichen Rosse nicht, weder dem Achill noch dem Aineas. Größer scheint die Rolle des Wunderrosses Arion in der Sage der Sieben gegen Theben gewesen zu sein. Aber in der Bellerophonsage ist der Pegasus ein Hauptstück. Im Mittelalter ist das Wunderroß sehr beliebt und wird vielen Helden gelegentlich beigelegt, z. B. auch Karl dem Großen; bekannt vor allem ist das Roß Bayard der Haimonskinder geworden. Es ist ein Wandermotiv, und so hat es denn auch das Märchen benutzt z. B. mehrere Fassungen des „Goldener Hans" und in Tausend und einer Nacht.[1] In der Faustsage reitet der Teufel die Zauberpferde, und sein Zaubermantel, der im Augenblick ihn über die Weiten trägt, ist doch nur eine andere Form des Wunderrosses, wie auch das Wunschhütlein des Fortunatus. — Als rechte Heldenprobe ist weit verbreitet der Kampf mit dem Drachen. Apollo tötet ihn an der Orakelstätte zu Delphi, Kadmos am Quell bei Theben, Herakles am lernäischen Sumpf, Jason am Baum, der das goldene Vließ trägt, Siegfried als den Hüter des Schatzes. Oft ist der Drachenkampf auch verbunden mit dem Liebesmotiv: der Held befreit ein liebreizend Weib aus seinen Klauen. So Perseus die Andromeda, Herakles die Hesione, und in Märchen unzählige Helden. Ins Christliche umgebildet, erscheint er in der Legende vom Heiligen Georg seit der Zeit der Kreuzzüge. Und wie an den ritterlichen Heiligen, so hat sich dieser Sagenzug auch an Sagenhelden angesetzt, deren Persönlichkeit durch geschichtliche Überlieferung feststeht: Ardaschir der Gründer des Sassanidenreiches im 3. Jh. n. Chr. ist schon um 600 zum Drachenkämpfer vorgerückt[2]) und Dieterich von Berne hat gar eine ganze Reihe von Drachenkämpfen auf sich nehmen müssen.

* * *

III. Mythus.

Unvermutet waren wir vom Märchen in die Heldensage gekommen, unvermutet sind wir nun bei Göttermythus angelangt. Den Drachenkampf muß Gott Apoll so gut bestehen, sich seine heilige Stätte Delphi zu erobern, wie Kadmos um Theben zu gründen, und Jason, Herakles, Siegfried um den Schatz zu heben, und die

[1]) z. B. Geschichte der drei Kalender I, S. 99 der Übersetzung von Gustav Weil, und Geschichte des Zauberpferdes I, S. 338.

[2]) Nöldeke, Grundriß der iranischen Philologie II, S. 135.

unzähligen, um die Jungfrau zu befreien. Und das Wunderroß, das gottgeliebten Helden dient, reitet auch der Teufel, der denn doch wohl Anspruch erheben darf, in den Göttermythus eingereiht zu werden. Aber noch mehr. Ist denn nicht Herakles ein Gott? der Göttersohn, der die Erde gesäubert von Ungeheuern und in Flammen hinaufgefahren ist zum Olympos, wo er mit den seligen Göttern an der Seite Hebes der ewigen Jugend lebt, der so weit Griechen wohnten göttlich verehrt wurde? Und in Kadmos, Perseus, Bellerophon hat man längst alte Götter, vielleicht vorhellenische, erkannt. Hinzu drängt die unübersehbare Fülle der Versuche, die ganze Heldensage fast, griechische wie germanische als „gesunkene Göttermythen" zu erweisen. Siegfried sollte ein Sonnengott sein oder der Frühling und Achill am Himmel statt im irdischen Troja nicht um Helena, das schöne Weib, sondern um die Mondkuh kämpfen. An den Himmel wurden sie versetzt, die lebensfesten Irdischen und der Kampf zwischen Frühling und Winter, Licht und Finsternis sollte in unzähligen Variationen wieder und wieder von den verschiedensten Völkern gestaltet und schließlich auf die Erde herabgezogen sein. Doch dies Bestreben, die Sage auf Mythen und zwar urälteste einfachste Naturmythen zurückzuführen, hat seit etlicher Zeit seine werbende Kraft verloren. Aus vielen Gründen. Schon seine Unfruchtbarkeit machte bedenklich, seine innere Unwahrscheinlichkeit trat deutlicher hervor, als man den Blick nicht mehr bloß auf das Ziel, sondern auch auf den Weg richtete und leicht wahrnahm, daß man über Klüfte und Sümpfe sich hinweggetäuscht hatte, die wissenschaftliche Forschung noch lange nicht zu überwinden vermag. Mit dem Traum, die indogermanische Ursprache und Urkultur rekonstruieren zu können, fiel auch sein jüngerer Brudertraum, die Urreligion und die Urmythen wieder zu gewinnen.

Wer die Heldensage als uralten Göttermythus anspricht, der verwirft die einzigen Handhaben, die sie wissenschaftlicher Erkenntnis zunächst bietet: ihre Anknüpfungen an bestimmte Orte und Namen. Er läßt den Spatzen aus der Hand, um die Taube auf dem Dache zu erjagen. Für eine nicht kleine Reihe von Heldensagen ist ihre Verbindung mit geschichtlichen Tatsachen, Orten und Personen unverrückbare Tatsache. Ja wir haben an Alexander dem Großen, Herzog Ernst, Dieterich von Berne gesehen, wie sich Schritt vor Schritt ihre volkstümliche Überlieferung von der geschichtlichen Wahrheit entfernt und sie schließlich mit Phantastik umgibt so ausschweifend, daß man behaupten dürfte, es könne Alexanders und Dieterichs Wirklichkeit

bezweifelt und geleugnet werden, hätten wir nicht zufällig über sie die geschichtlichen Zeugnisse. Was berechtigt, analoge Gebilde verschieden zu behandeln? Nibelungenlied und Ilias sind unvergleichlich realistischer als so viele Sagen von Dieterich, dem großen Karl und Alexander. Und gerade die phantastischen Züge, die gern zur mythischen Deutung benutzt werden, sind, wie wir gesehen, nicht selten Zutaten, lose angesetzte Motive, die überall und nirgends zu Hause waren und sind. Jedes derartige Motiv der Heldensage, wie der Drachenkampf oder das Wunderroß unterliegt schon allein deshalb, weil es häufig in Sage und Märchen erscheint, dem Verdachte, daß es nicht ursprünglich der einzelnen Sagengestalt als Eigentum angehöre, sondern eine Zutat aus dem Märchenschatze sei genau wie in der historischen Novelle und Anekdote.

Trotzdem aber glaube ich auch, daß zweifellos mythische Züge in der Sage vorhanden, ja daß auch gewisse Heldensagen als ursprüngliche Göttermythen anzuerkennen sind. Der Beweis muß in jedem einzelnen Falle geführt werden und wird zu allgemeinem Beifall schwer nur oder kaum je geführt werden können. Aber die Möglichkeit dieser Entwickelung läßt sich klar vor Augen legen. Man braucht nur die Mythen des Dionysos, Apollon, Zeus zu überdenken oder des Thor oder Osiris. Sie sind vielfach so menschlich ausgestaltet trotz der vielen Übernatürlichkeiten, daß sie sich von so mancher Heldensage im wesentlichen kaum unterscheiden. Finden wir doch in den Göttermythen die an der Heldensage beobachtete Eigentümlichkeit ganz ebenso wieder: das Anwuchern von fremden Motiven. Diese aufzuzeigen und abzulösen ist für die Analyse des Göttermythus wie der Heldensage die erste Forderung wissenschaftlicher Forschung.

Am deutlichsten zeigt sich die Erscheinung wohl an den Geburtsgeschichten mancher Götter. Ihre Geburt erschweren widrige Gewalten. Lange muß die schwangere Leto eine Stätte suchen, wo sie Apoll gebäre, und als sie sie endlich gefunden, hält neun Tage und neun Nächte Hera die Geburt zurück. Ebenso geht es der Alkmene, als sie den Herakles gebären soll. Dieser Zug ist so wenig für den einen wie den andern wesentlich. Die Eifersucht der Hera gegen ihre Nebenbuhlerin wird so gezeichnet, ein rein poetisches Motiv, das in allen Sagen, Märchen, Geschichten eine unübersehliche Rolle spielt, weil es im Menschenleben begründet ist. Dem kaum Geborenen werden Nachstellungen bereitet: den kleinen Zeus will der Vater Kronos fressen, den Dionysos Hera vernichten, dem Herakles

schickt sie Schlangen in die Wiege, um Jesus zu töten wird der Bethlehemitische Kindermord angeordnet — aber das göttliche Kind wird gerettet. Oft wird es in der Verborgenheit aufgezogen: Zeus in der diktäischen Höhle, Dionysos in Nysa, Jesus in Ägypten. Das Analoge ist ein beliebtes Motiv der Heldensage. Die Aussetzung des jungen Heldenkindes und sein Aufwachsen im Verborgenen, wie wir's an Kyros, Romulus und Remus, Telephos, Paris kennen gelernt. — Wie Herakles schon in der Wiege sich durch die Schlangenwürgung als Held bewährt, so zerreißt im Homerischen Hymnus Apollon, eben geboren, als er mit Nektar und Ambrosia gestillt war, seine Windeln, springt auf und fordert zum Staunen der Götter Kithara und Bogen; so stiehlt Hermes, noch ein Windelknäblein, seinem göttlichen Bruder die herrlichen Rinder[1]). — Und wenn Apoll durch Böotien zieht und bei Delphi den Drachen Pytho besteht und erschlägt, so ist die Schilderung schon im Homerischen Hymnus derart, daß sie wörtlich ebenso auf irgend einen menschlichen Helden unauffällig übertragen werden könnte: hinter Dieterichs Drachenkämpfen aber steht der Gott zurück.

Es ist, meine ich, schon aus diesem Wenigen deutlich geworden, daß in den Göttermythen selbst nicht unbedingt zwingende Merkmale vorhanden sind, sie von der Heldensage zu unterscheiden, daß sie also leicht und unbemerkt, sobald die Göttlichkeit ihres Trägers in Vergessenheit gerät, „zur Sage herabsinken" müssen. Viele Liebessagen des Zeus werden unter diesem Gesichtspunkt verständlich. Jo, Danae, Europa sind einst Göttinnen gewesen, ihre göttliche Verehrung hatten sie eingebüßt, aber in der Erinnerung lebten dennoch ihre Namen und gewisse mit ihrem Wesen verbundene Vorstellungen fort, und mehr und mehr spielte nun die freibildende Sage mit diesem Erbe, nicht anders wie mit den Namen und Taten einstiger gewaltiger Menschen.

Und wie in der Heldensage die historischen Ortsnamen nicht weniger zähe haften, als die der Personen, so geht es auch in den Mythen, weil diese einstigen Götter nicht überall, sondern nur in beschränkten Gebieten, an bestimmten Orten verehrt worden waren

[1]) Ebenso läßt das apokryphe Evangelium Infantiae Christi den Heiland in der Wiege reden und Wunder tun (Kp. 1 und 3). Es ist ganz voll von allen möglichen Märchenmotiven. Sogar der Eselmensch wird vom Christkind zurückverwandelt und heiratet zum Dank die freundliche, auch von diesem geheilte Vermittlerin. Den Hinweis verdanke ich meinem Kollegen Wünsch.

und nur dort ihre Erinnerung haftete. So konnte es auch geschehen, daß ein solcher ursprünglicher Göttermythus die Erinnerung an geschichtliche Ereignisse aufnahm und festhielt: man verband nämlich die verschiedenen Orte, an die ein weiter und weiter gedrängter Stamm den Kult seines Gottes mit sich geführt hatte, durch eine Geschichte, die den vermenschlichten Gott hier geboren, durch Schicksale vertrieben und dahin und dorthin wandern ließ. So wird z. B. Bellerophon — mit dem Götterrosse Pegasos unzertrennlich verbunden, also ein Gott — von Argos nach Lykien durch eine reich ausgebildete Sage gebracht, weil sein Kult und dessen Träger diesen Weg hatten machen müssen, und für diese Sage sind dann bekannteste Märchenmotive benutzt: er lädt unfreiwillig Blutschuld auf sich, um zu Proitos nach Argos zu gelangen, dort findet er eine Potiphar, ein Uriasbrief geleitet ihn zum König von Lykien, der ihn heimtückisch in schlimmste Abenteuer sendet, die er aber alle besteht, und so wird er schließlich, als offenbarer Gottesschützling erkannt, zum Schwiegersohn erwählt.

Es ist klar, daß auf solche Weise ein ursprünglich göttliches Wesen zum Träger einer historischen Überlieferung werden kann, daß sich die Erinnerungen eines Stammes an seine Wanderungen und Schicksale niederschlagen können in entsprechenden Geschichten, die als persönliches Erlebnis ihres Repräsentanten, ihres Gottes erzählt werden. Diese Erscheinung kommt in der griechischen Sage wohl besonders stark zur Geltung. Sie ist aber natürlich, weil überall nachweisbar bei denjenigen Völkern und Stämmen, deren Religion zugleich der Inbegriff ihres Volkstums ist, deren Gott ihnen vorankämpft, mit ihnen siegt oder unterliegt. Am Judenvolk und Judengott, an Babel und seinem Gott Marduk können wir das gut studieren. Die Geschichte Israels ist die Geschichte Jehovas. Ebenso steckt in der Bellerophonsage die Geschichte der Wanderungen seines Kultes, d. h. des Stammes, der ihn verehrte. Achill, Aineias, Odysseus und wohl viele Gestalten der griechischen Heldensage dürften ähnlich aufzufassen sein. Daß bei Manchem wenig oder auch gar nichts auf die ursprüngliche übernatürliche Wesenheit weist, ist wohl begreiflich bei seiner Entwicklung zum Träger einer wirklichen Geschichtsüberlieferung. Andrerseits sind aber, wie gezeigt, übermenschliche Taten eines Helden durchaus noch nicht Beweis für seine ursprüngliche Göttlichkeit. Eindringende Untersuchung jedes einzelnen Zuges bei jeder einzelnen Gestalt unter dauernder Vergleichung mit anderen Mythen, Sagen, Märchen muß dartun, ob er wirklich zum

Wesen des Betreffenden gehört, oder ob er von Außen entlehnt seinem Bilde zur Rundung und Verklärung hinzugefügt ist. So dürfte von der Perseussage zunächst zu streichen sein der Drachenkampf und die Erlösung der Andromeda, ebenso in der Hauptsache oder ganz und gar die Geburtslegende. Denn jenes ist ein Allerweltsmotiv, das eine engere Beziehung zu Perseus nicht aufweist, und diese hat auf ihn die jungfräuliche Geburt übertragen, wie wir sie auch bei Romulus und Remus und bei so manchen anderen Helden und Gottessöhnen finden. Ins Meer wird das Knäblein Perseus geworfen, mit seiner Mutter Danae in einen Kasten geschlossen, weil das die Strafe, vielmehr Sühnung des Vatermörders war, auf ihn, den geweissagten Mörder seines Ahns, und seine Mutter in der Sage gleich nach der Geburt angewandt, wie auch in einer Fassung der Oidipussage. Die Ausstattung des Perseus mit der unsichtbarmachenden Kappe ist wieder ein Zug, den er mit anderen teilt, wie mit Siegfried und nicht wenigen Märchenhelden. So wird sich manches von seiner Sage ablösen, aber es bleibt sein Kampf mit den Gorgonen und die Überwältigung der Medusa. Das ist etwas Einziges, nur ihm Eigentümliches, das wird also der mythische Kern sein, um den sich alles andere nur herumgelegt hat, darunter nicht weniges, das an feste Lokale und Sagennamen geknüpft ist, und deshalb besondere Erklärung verlangt.

Wie die Absonderung der poetischen Zutaten und der Märchenmotive von der Heldensage diese ihres Reizes beraubt, so gehen auch die Mythen vielleicht des Anziehenden verlustig, wenn man ihnen die Märchenmotive abzieht, um den mythischen Kern bloß zu legen. In eingehenden Erörterungen hat diese sehr notwendige und wichtige Untersuchung Friedrich v. d. Leyen 1899 an den Mythen der Edda begonnen[1]). Sie muß an allen Mythen durchgeführt werden. So vieles zweifelhaft bleiben wird, so sehr wird sie doch den Weg zur Forschung öffnen und ebnen.

Durch dies Verfahren werden die Göttermythen noch sehr verringert werden an Umfang wie an Zahl. Sind sie doch schon im Vergleich zur Heldensage erstaunlich dürftig. Was erzählen sie denn? Kämpfe gegen Titanen und Giganten, Riesen und Ungeheuer, auch gegen einander; dazu Geburten der Götter und ihre Liebesvereinigungen, Entfernung und Wiederkehr. Es ist eine nicht große Reihe mythischer

---

[1]) Germanistische Abhandlungen, herausgegeben von Weinhold u. Vogt, XIII, S. 121 ff.

Vorstellungen in ihnen niedergelegt über das Wesen und Walten der Götter, ihren Kampf gegen feindliche Mächte. Zahlreicher sind die Mythen, die das Verhältnis der Götter zu einander darstellen oder erklären; auch diese sind wohl z. T. religiöser Art wie die Götterehen, zum größeren Teil aber Versuche, das tatsächliche Nebeneinander von Culten zu erklären und die zahlreichen Götter in ein dem menschlichen entsprechendes Familienverhältnis zu bringen. Recht lebendig, rund und inhaltreich werden die Mythen aber erst, wenn der Glaube an ihre Götter wankt oder weicht, und sie werden es durch dieselben Mittel wie die Heldensage, Mittel, die mehr von außen genommen, als aus ihr selbst entwickelt werden. Das ist wahrlich nicht wunderbar, sondern das Selbstverständliche. Jeder Gott wird geboren durch den Glauben, er lebt solange er geglaubt wird; er siecht und stirbt, wenn der Glaube weicht und aufhört. Er bedarf keiner Mythen, sein Wesen und seine Macht zu verdeutlichen und ihm Gläubige zuzuführen. Er offenbart sich durch seine Wirkung, und wer sie verspürt im Guten oder Bösen, der kennt ihn und verehrt ihn. Es ist eine unbewiesene und höchst unwahrscheinliche Behauptung, daß alle Göttermythen an und für sich uralt seien. Für viele wird das Gegenteil richtiger sein. Erst lange nachdem Gott und Götter entstanden sind, ihr Cult sich gefestet, beginnt der Mensch über ihr Verhältnis zu ihrem Volke, zur Welt, zu einander nachzudenken, es zu erklären, und den Cult, zumal seine unverständlichen Begehungen sich verständlich zu machen oder doch zu motivieren. Die Religion hat nicht bloß eine Wurzel. Fetischismus, Totencult, Naturbeseelung haben alle gleiches Recht. Ein Stein stürzt vom Berg und erschlägt einige Menschen: die glücklich Entkommenen verehren ihn, da sie seine Macht erfahren. Dem Wedda auf Ceylon verschafft sein Pfeil, sein einziger Besitz, Lebensunterhalt und schützt ihn vor Feinden; ob er trifft oder fehlt, davon hängt des Schützen Wohl und Wehe ab, und oft genug fliegt er anders, als der Schütze gewollt: deshalb sucht er dies Wesen, von dem er abhängt, sich freundlich zu stimmen, er steckt ihn in den Boden und umtanzt ihn. Das ist die einzige Spur einer religiösen Begehung, die bei diesen Wedda beobachtet ist [1]): sie kennen weder Totencult noch Naturanbetung. Es kann sich ein Mythus aus dem Fetischismus kaum bilden, aber die Vor-

[1]) Paul u. Fritz Sarasin: Ergebnisse naturwissensch. Forschungen auf Ceylon III, 508 f. A. Dieterichs Erklärungsvorschlag in seiner während des Druckes erschienenen „Mutter Erde" S. 16, Anm. 1, kann ich mir nicht aneignen.

stellung, auf der er beruht, daß Stein und Pfeil lebendige Wesen seien, kann man eine mythische nennen, und die findet man in jeder ältesten Überlieferung und im Märchen. Der Totencult dagegen dürfte verhältnismäßig früh zum Nachdenken angeregt haben, wo und wie denn der Tote lebe. Da entstehen Mythen, und vor allem in langer vielfach variierter Reihe der eine Mythus von der der Seelenreise, von Überwindung des Todes und Eingehen zum ewigen Leben. So steigt Herakles in die Unterwelt hinab, bezwingt den Höllenhund, dringt in den Garten der Götter und pflückt die güldenen Äpfel der Unsterblichkeit. Von den Naturerscheinungen endlich, aus denen man so gern die Massen der Sagen erklärte, sind zunächst doch wohl nur die abnormen Anlaß zu religiöser Verehrung geworden, wie Gewitter und Blitzschlag, Sonnen- und Mondfinsternisse, Beben der Erde und Feuerspeien. Tag und Nacht aber, Winter und Sommer werden erst später beobachtet und mythisch erklärt worden sein, weil sie ihrer Regelmäßigkeit wegen vom nichtdenkenden Menschen als selbstverständlich hingenommen werden. Der Blitz hat als solcher religiösen Cult gefunden und ist in mehr als einem mythischen Bilde als Wurfgeschoß, Hammer, springendes Roß für primitive Anschauung verständlich gemacht; die Gewitterwolke ist doch wohl die Ägis; Sonne und Mond werden von bösen Untieren bedroht, der Sommer kämpft wider den Winter. Solche mythischen Vorstellungen sind primitive Erklärungsversuche, die ersten Anfänge der Wissenschaft. Sie sind vielfach Veranlassung für Culthandlungen geworden, die sich z. T. hier und da durch alle Zivilisation und Christentum bis in unsere Tage in Volksbräuchen erhalten haben. Daß sie zu mythischen Geschichten ausgebildet seien, ist eine Behauptung, die des Beweises sehr bedürftig ist, und schwerlich in weitem Umfange zutrifft. Durch solche Veranschaulichung ist das Naturereignis erklärt und die Kulthandlung erläutert, was bedarf es da noch weiterer Verknüpfung und Begründung? Die Möglichkeit freilich ist da. Aber die Dürftigkeit der Mythen legt die Vermutung nahe, daß sie nicht so gar häufig benutzt sei. Lebendige Religion bedarf eben der Mythen wenn überhaupt, dann doch nur in geringstem Maße.

Aber diese mythischen Vorstellungen von Naturereignissen, von Belebung auch des Leblosen, von der Fahrt ins Jenseits durch den Tod zum ewigen Leben, die im Mythus dürftig entwickelt sind, haben sich prächtig entfaltet in der Heldensage und im Märchen. Aus ihnen ist die unübersehbare Fülle von phantastischen Geschichten

und Motiven entwickelt, die zusammen mit Schwänken und typischen Darstellungen allgemein menschlicher Eigenschaften und Verhältnisse den internationalen Märchenschatz bilden. So ist das Zauberpferd klärlich das Gewitterroß. Wir haben gesehen, wie es mit Bellerophon, dem ursprünglichen göttlichen Reiter, als Pegasos in die Sage gekommen ist, von der nun seine Einfangung und Zähmung und seine schließliche Flucht zum Himmel zurück ausgemalt wurde, die den Griechen notwendig erscheinen mußte, weil sie den Bellerophon nicht als olympischen Gott kannten und andrerseits Pegasos als das Roß, das dem Zeus „Donner und Blitz trägt", noch zu Zeiten des Hesiod (Theogonie 285), Pindar, Euripides lebendige Vorstellung war. Schon diese Sage hat die Auflösung des mythischen Bildes begonnen. Kein Wunder, daß dann auch andere Helden mit dem Gewitterroß ausgestattet wurden und schließlich das Märchen mit dem Zauberpferde spielt. Ebenso hat der Drachenkampf wohl seinen Ursprung in einer mythischen Veranschaulichung, vermutlich eines Naturereignisses; auch wohl die Tarnkappe.

Andere Märchen und Märchenmotive sind aus dem Seelenglauben und den mythischen Vorstellungen von der Fahrt der Seele hergenommen und reich ausgesponnen. Am Ende der Welt jenseits eines großen Wassers, über das kein Lebender kommt, ist das Reich, wo in Glast und Glanz die Äpfel der Unsterblichkeit glühen und der Bronnen der ewigen Jugend sprudelt. Böse Wesen und schwere Gefahren harren des Wanderers auf dem weiten Wege: nicht jeder Seele gelingt es, in den Frieden und die Seligkeit des Göttertums zu dringen, so manche verfällt der Verwesung und dem Vergessen. Reitzenstein hat jüngst im Archiv für Religionswissenschaft, VIII, 167 ff., diesen Mythus ägyptischer Fassung in einem demotischen Zauberpapyrus sowohl wie im sog. Hymnus der Seele in den Thomasakten nachgewiesen, und „so zugleich die Einwirkung der ägyptischen religiösen Literatur auf die Nachbarvölker und mittelbar auf die frühchristliche Unterhaltungsliteratur und daneben den hellenistischen Mythus in seinem Zusammenhange mit Märchen und Dichtung" gezeigt. Wie von den Ägyptern an Horus, so ist dieser Mythus anderswo an manche andere Götter und Helden angeschlossen, ohne irgend dem einen enger anzugehören als dem andern, ein Wandermotiv wie so viele: zur heiligen Geschichte als tröstliche Gewißheit dem Gläubigen haben ihn religiöse Gemeinschaften in mannigfaltigen Umformungen und Brechungen erwählt; als Vorbild

ist er auf Helden, wie vielleicht Herakles, übertragen, oder er ist einfach als Reckenstück manchem Liebling der Sage angehängt und schließlich rein als hübsche Geschichte im Märchen erzählt. Usener hat 1901 im Rheinischen Museum, 56, S. 485 ff. an vier erlesenen Märchen slowakischen, dänischen, schwedischen, pommerschen die Jenseitsfahrt der Seele in freien phantastischen naiven Umbildungen gezeigt. Es ist diese Deutung ebenso einleuchtend wie die Unbewußtheit der Erzähler: einzig die Freude an Abenteuer und Phantastik erhalten und beleben immer neu diese schönen Geschichten vom armen Jungen, der aus irgend einem Grunde ans Ende der Welt oder zur Sonne oder ins Land der Jugend geschickt wird und alle Fährlichkeiten glücklich überwindet.

Von Einzelmotiven aus dem Seelenglauben will ich nur hervorheben die Seelenvögel, die wunderschön singen, den Menschen zu locken und zu verderben; uns als Sirenen aus den Odysseussagen vertraut, deren uns vorliegende Fassung aber schon ihre ursprüngliche Bedeutung nicht mehr zur Geltung bringt[1]). Sie sind da bereits als Märchenmotiv verwandt, so gut wie der böse Menschenfresser Polyphem, oder das Land des Lotos, der Jeglichen, der von ihm ißt, Heimkehr und Gefährten vergessen macht: verschiedene Bilder nur für das eine unheimliche, den Tod.

* * *

So wären wir denn vom Mythus aus auf Sage und Märchen zurückgekommen. Freilich in ihnen beiden haben wir Mythen wiedergefunden, aber wir sind doch nicht zu der alten Auffassung zurückgekehrt, die in Sage und Märchen gesunkene Mythen sah. Sie ist mit Recht verlassen. So zweifellos es Sagen und Märchen gibt, die einstige Mythen von Götterkämpfen und dem Jenseits bewahrt haben, so unrichtig ist jener Satz in seiner Allgemeinheit, aus dem sich dann die Folgerung ergab, daß man überall die mythischen Urbilder aufspüren und deuten müsse, um ihre verkommenen Ableger zu verstehen. Wir haben vielmehr erkannt, daß das Leben und Wesen dieser Gebilde unvergleichlich viel reicher ist. Verschieden von einander sind Mythus, Sage, Märchen an Ursprung und Zweck. Mythus ist primitive Philosophie, einfachste anschauliche Denkform, eine Reihe von Versuchen, die Welt zu verstehen, Leben und Tod, Schicksal und Natur, Götter und Culte zu erklären. Sage ist primitive Ge-

[1]) Vgl. die treffenden Ausführungen von Georg Weicker „Der Seelenvogel“ Leipzig 1902.

schichte, naiv gestaltet in Haß und Liebe, unbewußt umgeformt und vereinfacht. Das Märchen aber ist entstanden und dient allein dem Unterhaltungsbedürfnis. Deshalb ist es frei von Ort und Zeit, deshalb nimmt es auf, was lustig dünkt, und läßt fort was langweilig ist, hier so, dort anders, je nach Geschmack. Es ist nichts als Poesie, die Quintessenz aller Phantasiearbeit der Menschheit. Es ist wie ein Blumenstrauß in Feld und Wiese, Wald und Berg gesammelt und unbekümmert um die Herkunft und Natur der einzelnen Pflanzen nur nach der Schönheit der Farbe und Form und Geschmack und Laune ausgelesen und zusammengefaßt. Jede schöne Geschichte nimmt das Märchens auf, gleichgültig ob sie aus einem Naturmythus entsprungen ist oder aus dem Seelenglauben, ob ein Held sie einst erlebt hat oder ob es nur die typische Ausgestaltung eines allgemein menschlichen Verhältnisses ist; und so, als schöne Geschichte, ihres Ursprungs und Sinnes ganz unbewußt, trägt es sie durch die Welt. Es ist deshalb offensichtlich unrichtig, wie es heute geschieht [1]), bei einem Volke eine mythische Vorstellung anzunehmen, weil diese in seinen Märchen oder Sagen erscheint. Dies Verfahren hätte nur dann einen Schein von Berechtigung, wenn diese Vorstellung ganz einzig dasteht. Sonst unterliegt sie stets und mit Recht dem Verdachte, ein wanderndes Märchenmotiv zu sein, das nur der Unterhaltung halber aufgenommen und ohne Kenntnis seines Ursprungs und Wesens weitergegeben und irgendwo angeheftet ist.

Wie das Märchen auch aus Sage und Mythus neben vielen andern Quellen schöpft, so haben auch umgekehrt Mythus und Sage den Märchenschatz benutzt und sich mit seinen Kleinoden geschmückt. Auch Mythus und Sage strömen nicht immer in getrennten Betten. In diesen Vermischungen, diesem Hin und Her, diesem Geben und Nehmen und Nehmen und Geben liegt die erste große Schwierigkeit der Forschung. Sie als solche und in ihrem ungeheuren Umfange zu erkennen, das ist die erste Aufgabe. Ihre Lösung wird dadurch erschwert, daß unzählige Dichter an Mythus, Sage, Märchen gearbeitet haben, indem sie neue Motive, neue Verwickelungen, neue Gestalten schufen, auch urfremde Bestandteile durch ihre Kunst zu scheinbaren Einheiten zusammenschweißten, oft ursprünglich Wichtiges zurücksetzten, Nebensächliches in den Vordergrund rückten, kurz den überkommenen Stoff frei aus- und umgestalteten. Die Forschung muß die schönen Gewebe der Mythen und Sagen auflösen. Ablösen

[1]) Vgl. Radermacher, Das Jenseits im Mythos der Hellenen. Bonn 1903.

muß sie den poetischen Einschlag, ablösen die Zutaten der Novellen- und Märchenmotive. Der Rest wird in den meisten Fällen gering sein: wenige Namen und einfachste Handlung. Aber je dürftiger er scheint, desto wahrscheinlicher ist Alter und Echtheit, desto wertvoller ist er als fester Baustein für die Wissenschaft. Die Kerne der Mythen und Sagen müssen wir suchen. Dabei bietet die größten Dienste die Vergleichung der Mythen und Sagen mit einander und beider mit den Märchen. Wie die Vergleichung der Märchen ihr internationales Wesen kennen gelehrt hat und ihre kaleidoskopartige Zusammensetzung, so lehrt diese weitere Vergleichung die Märchenzüge und poetischen Motive in Mythus und Sage erkennen und damit auch einsehen, daß viele Mythen und Sagen bis zu einem gewissen nicht geringen Grade dieselbe kaleidoskopartige Zusammensetzung zeigen, nur meist schwerer zu erkennen, weil bei ihnen, zumal bei den Sagen, Dichter stärker eingegriffen haben. Anfänge der Arbeit in dieser Art sind bereits gemacht worden, aber es scheint sich mir die Gefahr geltend zu machen, daß der Einfluß des Märchens auf Mythus und Sage überschätzt wird. Nicht bei F. v. Leyen, der *einzelne Märchenmotive* in den Eddamythen nachweist, wohl aber in Arbeiten wie Panzers Hilde-Gudrun (Halle 1901) und Sieferts Siegfried (Beilage z. Allgem. Zeitung 1905, Nr. 32/33), weil sie *ganze Märcheneinheiten* in Sagen erkennen zu können glauben und geradezu das Märchen als Kern der Sage betrachten, das zur Sage nur durch feste Namen und eine angeklebte geschichtliche Erinnerung geworden sei. Wenn die Siegfriedsage nichts als das Märchen vom Dümmling und die Hilde-Gudrunsage nur das Goldenerhannes-Märchen sein soll, so scheinen mir zwischen diesen beiden Sagen und den verglichenen Märchen kaum weniger Verschiedenheiten als Gleichheiten vorzuliegen. Auch hier sind es vielmehr nur *einzelne* Motive, die die Sagen aus dem Märchenschatz entlehnt haben. Den ursprünglichen Sinn der Sage kann der Nachweis von Märchenmotiven in ihr nicht erschließen, weil sie nur als Aufputz verwandt sind, selbst von fremder Herkunft. Die Völker haben ihre Sage Jahrhunderte lang gepflegt und gehegt und sie geschmückt mit allem, was sie herrlich und groß, furchtbar und schrecklich, schön und lieblich dünkte; sie fragten nicht, woher der Schmuck kam, sie griffen nach jedem, der sie anmutete, ihre Sage zu zieren, wie der Jüngling seiner Geliebten Blumen der Heimat an den Busen heftet und was er errafft von Edelsteinen des fernen Ostens und Perlen des Südmeers in ihre lieben Hände legt und in die duftenden Haare nestelt.

Deshalb dauern sie in ihrer Schönheit, diese Gebilde der Sage und des Märchens, in Jahrhunderte langer Liebe gepflegt und geschmückt, und erfreuen Jung und Alt heute wie einst und alle Zukunft. Und selbst der Forscher, der im Streben nach Erkenntnis sich nicht um ihre Schönheit kümmert, sieht, wenn er müde gearbeitet durch Scheiden und Schneiden ausruht und aufblickt und nicht ganz von allen guten Geistern verlassen ist, doch immer noch wieder mit unschuldigen Augen auf ihre lebendige Herrlichkeit und freut sich, wie einst als Kind — Gott gebe ihm, mit seinen Kindern — an Sage und Märchen.





